

# Ein geschichtlicher Untergrund taucht auf

Die konservative Revolution in Deutschland: 1918—1933

1.

Arnim Mohler ist Schweizer; im Jahre 1920 in Basel geboren. Er war zwölf Jahre alt, als die geschichtliche Zeit, die er wissenschaftlich beschreibt, endete. Mit 29 Jahren legte er seinen Professoren in Basel, Karl Jaspers und Hermann Schmalenbach, seine Doktordissertation vor. Sie wurde angenommen und erscheint soeben als Buch im Verlag Friedrich Vorwerk in Stuttgart. Titel wie oben, Umfang 300 Seiten. Wir sehen uns damit zum ersten Male als Objekt der Geschichtswissenschaft. Das ist erregend.

Arnim Mohler wohnt jetzt in Ravensburg bei Ernst Jünger. Er ist ein Jünger von Jünger, und der Meister hat bei diesem Buch Pate gestanden. Das wird deutlich, und es wird auch nicht verschwiegen. Auch die anderen Paten werden genannt. Im übrigen kennzeichnet der Verfasser sein Buch als ersten Versuch und bittet alle Beteiligten um Material und Unterstützung. Sie mögen ihm zufließen, denn das Buch ist lesenswert, obwohl verfrüht.

Was wird dort geschildert? Das Phänomen der konservativen Revolution. Was ist das? Die Zeitepoche der letzten fünf Jahrhunderte, die Neuzeit also, wird bestimmt von einem einheitlichen Weltbild, das alle Gebiete erfaßt. Im Geistigen heißt es Humanismus, im Wissenschaftlichen Rationalismus, im Geschichtlichen Fortschritt, im Naturwissenschaftlichen Materialismus, im Politischen Liberalismus, im Gesellschaftlichen Sozialismus. Es handelt sich um einen dynamischen geschichtlichen Prozeß, der über die Kräfte des Bewahrenden, des Organischen, hinweggeht, sie überwindet und heute bis an seine äußerste Grenze, den Kommunismus, gelangt ist.

Die Kräfte des Bewahrenden werden überwunden und ausgeschaltet, aber nicht vernichtet. Sie leben unter der Decke weiter, sie wachsen, sie erneuern sich, und sie brechen seit der Französischen Revolution immer stärker und gesammelter durch. Die französischen Traditionalisten, die deutsche Romantik, die großen konservativen Denker des 19. Jahrhunderts, Tocqueville, Donoso Costes, Dostojewskij — wer eigentlich nicht? —, um im 20. Jahrhundert die geistige Führung wiederzugewinnen. Das ist nämlich heute das interessante Phänomen: die geistige Führung

überwinden sucht und bisher nur zu unterirdischen Auswirkungen gekommen ist, steht die siegreiche Massenpartei des Nationalsozialismus gegenüber, die ein krudes Gemisch aus den verschiedenartigsten Elementen ist und an der Oberfläche neben völlig andersartigen auch konservativ-revolutionäre Parolen übernimmt." Soweit der Autor!

3.

Das Buch gibt wohl zum ersten Male einen umfassenden Überblick über die geistigen und politischen Strömungen von 1918 bis 1932 mit einer fast vollständigen Bibliographie und einer erschöpfenden Biographie. Sie füllen ein Drittel des gesamten Buches und sind so fleißig und sorgfältig durchgearbeitet, daß sich schon deswegen der Erwerb des Buches lohnt. Hier wird geschichtlich-politischer „Untergrund“ ans Tageslicht gehoben, der den meisten, und selbst den Zeitgenossen, in dieser Klarheit nicht deutlich ist.

Auch die Aufgliederung der einzelnen Namen, Kreise und Richtungen mag in der vom Verfasser gewählten Form zutreffen. Man kann sie freilich auch anders kategorisieren, aber das ist nicht wesentlich. Es ist richtig, daß der Verfasser von zwei Vorgängen spricht, die sich überschneiden: einer konservativ-geistigen Bewegung und einer radikal-liberalen Massenbewegung, die 1933 mit den Mitteln des Liberalismus die politische Macht gewinnt, die ihr der Weimarer Liberalismus kampflos überläßt. Dieser Gegensatz wäre deutlicher geworden, wenn der Verfasser die beiden gegensätzlichen Prinzipien, um die damals gekämpft wurde, klarer herausgearbeitet hätte. Es ging nämlich bis 1933 um den Gegensatz von Autorität und Totalität; an ihm schieden sich die Geister in konservativ und radikal-liberal, resp. nationalsozialistisch, und nur an ihm wird deutlich, daß es sich um entgegengesetzte Vorgänge handelt. Die Weimarer Liberalen haben ihre Schwäche und ihr Versagen später damit zu verdecken versucht, daß sie diese Gegensätze nicht anerkannten und autoritär und totalitär gleichsetzten. Es war dies ein kleiner Trick, um sich zwölf Jahre danach eine bessere Rechtfertigung zu geben. Das macht nicht viel aus, denn die Geschichte ist unerbittlich. Dies aber hätte hier schärfer betont werden müssen.

Verdienstvoll ist in jedem Fall, daß geistige



entgleitet den kraftlosen Händen des Liberalismus, sie fällt einen Augenblick lang der Intelligenz der äußersten „Linken“, also dem Kommunismus zu, um schnell verbraucht zu werden und zu erstarren, und sie ist bereits heute eindeutig in der Welt wieder in den Händen der Bewahrenden, der „Konservativen“, wenn man so will, wobei diese Begriffe die Sache nicht mehr treffen. Denn es sind Konservative, die die Infektion der letzten fünf Jahrhunderte überwunden haben. Sie bewegen sich also bereits auf einer anderen, einer neuen Ebene. Es ist der nachhumanistische Konservatismus.

Es ist dabei nicht sicher, ob dieser Konservatismus, der heute eindeutig die geistige Führung in der Welt in der Hand hat, stark genug sein wird, der Schwerkraft der kommunistischen Massen einen Damm entgegenzusetzen. Es kann auch sein, daß er von ihnen niedergeschlagen wird, um sie dann von innen her zu überwinden. Sicher aber ist, daß er die einzige geistige Kraft darstellt, die der Dynamik der Kommunisten überlegen ist, weil er sie einzuordnen vermag, ohne sich auf die Dialektik einzulassen. Soweit die Lage!

## 2.

Arnim Mohler schildert einen beschränkten geschichtlichen Ausschnitt dieses großen geistigen Prozesses; er schildert die 15 Jahre nach dem ersten Weltkrieg, und er beschränkt sich auf Deutschland. Die konservative Revolution, sagt der Verfasser, wird deutlich seit der Französischen Revolution und ist in allen Ländern wirksam. Sie hat ihr Ende noch nicht gefunden. Deutschland trägt diese Revolution unmittelbar und mittelbar repräsentativ; sie ist gleichbedeutend mit „Deutscher Bewegung“. Sie gliedert sich in fünf Gruppen auf, die zwischen 1918 und 1932 das geistige Leben in Deutschland bestimmen: die Völkischen, die Jungkonservativen, die Nationalrevolutionäre, die Bündischen und die Landvolkbewegung. Der Nationalsozialismus schöpft aus dem geistigen Reservoir, das hier einige hundert Einzelne angehäuft haben, und verfälscht die Ideen durch die totalitäre Praxis seiner Massen. „Was damals in Deutschland geschah und ebenso sehr, was seither in Deutschland geschieht, kann nur begriffen werden, wenn man erkennt, daß sich hier zwei Vorgänge überschneiden. Der ‚konservativen Revolution‘ als einer geistigen Bewegung, welche das Interregnum durch den Aufbau eines neuen Weltbildes zu

Stömungen, die sehr wirksam waren und sich in allen avantgardistischen Tendenzen hauptsächlich auf Zeitschriften und Flugschriften erstreckten, in das geschichtliche Bewußtsein gehoben und in größere Zusammenhänge gestellt werden. Soweit das Buch!

## 4.

Aber — das Buch ist verfrüht und unzulänglich, und das ist schade! Der junge Mann steht dieser Zeitepoche fremd gegenüber, die zu Ende war, als er noch in der Baseler Quarta saß und seinen Cäsar las. Er hat sie mit sorgfältigem wissenschaftlichen Eifer durchgearbeitet und mit großem Fleiß erfaßt. Aber der Meister im Hintergrund hätte etwas mehr aufpassen, beraten und korrigieren sollen. Der Meister war zu ungeduldig. (Warum?)

Der große geschichtliche Hintergrund der konservativen Bewegung, der nicht nur deutsch, sondern europäisch und heute planetar ist, und der nicht mit der Französischen Revolution, sondern mit der Renaissance beginnt, ist zu klein gesehen. Auch der Gegner ist zu klein gesehen, denn es ist der Humanismus in seiner Gesamtheit. Und wenn sich dann ein solches Buch bewußt auf die Darstellung von zwölf Jahren in Deutschland beschränkt, ohne diesen Hintergrund genügend tief und weit zu erfassen, so kommt trotz aller Mühe etwas Kleinkariertes heraus, das sich immer wieder in „Qualm“ verliert. So zum Beispiel in der Überschätzung Nietzsches und in der Unterschätzung des Christentums.

Der Meister hätte zum Beispiel darauf aufmerksam machen müssen, daß das Konservative ohne das Christentum der Dame ohne Unterleib ähnelt. Er hätte sagen müssen, daß die mystischen Geschichtsspekulationen mit der „Linie“ und der „Kugel“, die sich auf die ewige Wiederkehr Nietzsches stützen, den Qualm nur noch dichter machen. Er hätte den Rückfall in die romantische Pubertät verhindern müssen, der in seltsamem Gegensatz zum klaren Realismus der heutigen Weltlage steht und bereits zu seiner Zeit, eben der Zeit der zwölf Jahre, etwas penetrant war. Er hätte auch die „Deutsche Bewegung“ streichen können und noch einiges mehr.

Worauf begründet sich der konservative Mensch, wenn nicht allein auf den christlichen Glauben? Das braucht der junge Mann noch nicht zu wissen, der dieses Buch schrieb. Aber das müßte der Meister wissen und es ihm sagen. Soweit die Kritik!

Hans Zehrer



# Ultra-Gorilla

Politische Doktrin im Kriminalreißer

Von ARMIN MOHLER / Paris

Was ist mit dem längst in die französische Alltagssprache eingegangenen Wort „Gorilla“ gemeint? Es wurde keineswegs von einem ent-rüsteten Antikommunisten als Schimpfwort verwendet. Vielmehr bezeichnet es einen Beruf, nämlich den eines Geheimpolizisten. Man muß ihn sich mit mächtigem Brustkasten, Schultern wie ein Kleiderschrank und bedrohlich hängen-den Armen vorstellen. Trotz der zentner-schweren Muskelpakete zeichnet er sich durch bedächtige Überlegenheit aus und kann sogar eher als jovial charakterisiert werden, sofern er nicht gerade jemanden zu Brei verarbeitet. Woher wir das alles wissen? Nun, der „Gorilla“ ist die Schöpfung eines der erfolgreichsten fran-zösischen Kriminalromanschreiber, nämlich von Antoine Dominique, der in Wirklichkeit Ponchardier heißt und über erhebliche Erfahrungen in Geheimdienst- und Untergrund-tätigkeit verschiedenster Art verfügen soll. In Frankreichs beliebtester Reihe von Kriminalrom-romanen, der „Série noire“, hat er bisher 40 Romane veröffentlicht, deren Hauptfigur der „Gorilla“ ist, und von da ist die Figur in den Film weitergewandert, wo sie nun in dem Ex-Catcher Lino Ventura eine allseitig befriedi-gende Verkörperung gefunden hat. Ventura hat nicht nur die Gorillasilhouette einer umgekehr-ten Baßgitarre, sondern er ist auch durch und durch gut: er schlägt wirklich nur zu, wenn der andere es nicht einsehen will, und dieser andere, dem die Knochen zerschmettert werden, ist stets der Böse.

Wir haben in diesen Tagen unseren ersten „Gorilla“-Roman gelesen. Wer das für unseriös hält, dem möchten wir zu bedenken geben, daß die „Schwarze Serie“ immerhin bei dem Verleger von Valéry Gide und Péguy erscheint; nämlich bei Gallimard, und ihr Direktor, Marcel Duhamel (nicht mit dem Romancier und „Figaro“-Leitartikler Georges Duhamel zu verwechseln), nach Anfängen im Hotelfach so-gar einmal Kabinettschef eines Ministerpräsi-denten, wenn auch nur von Edgar Faure, ge-wesen ist. Im übrigen ist das, was seit 1951 dem Erscheinen des letzten großen Romans, in Frankreich an „seriösen“ Romanen produziert und mit Goncourt-Preisen prämiert wird, so epigonisch und blaß, daß wir endlich einmal wissen wollten, was in Frankreich diejenigen Leute lesen, die nicht mitreden, sondern ein-fach sich unterhalten wollen. Und wir müssen sagen: der Vorstoß in die schwarzen Tiefen lohnte sich.

Wir wählten den vierzigsten und bisher letzten Roman von Dominique, weil in ihm laut Titel gleich drei Gorillas vorkommen: „Drei Gorillas auf einem Schiff.“ Das Schiff ist ein französischer Petroltanker, der das „schwarze Gold“ der Sahara nach Amerika transportieren soll. Von den drei Gorillas, die sich in seinen engen Kajüten anlotzen, ist Nr. 1, mit Namen Geo Paquet, der authen-tische: er gehört dem französischen Geheim-dienst an. Gorilla Nr. 2 ist Kapitän des Schif-fes; auf dem Piano in seiner Kajüte spielt er mit behaarten Armen Beethoven, weil ihn seine Frau mit dem Gorilla Nr. 3 betrügt. Dieser aber, Franzose wie die beiden anderen und von Beruf zweiter Kapitän des Schiffes, hat noch andere Aktivitäten. Er ist ein roter Gorilla, war „im Maquis von Sumatra“ und wurde dann von den „extremistischen Technikern von Johore“ kader-geschult. Seine Aufgabe, von Moskau (oder gar Peking?) gestellt, besteht darin, den Tanker in die Luft zu sprengen, um so dem aufsteigenden Ölprestige Frankreichs einen tödlichen Schlag zu versetzen. (Wieso, das können wir aus Raum-mangel nicht bis ins Detail ausführen; wir haben es im übrigen auch nicht ganz kapiert.) Er arbeitet dabei mit einem Araber namens Shuitah zusammen, der in den Häfen auftaucht, wo der Tanker anlaufen soll, und laut Domini-que ständig ölig zu grinsen scheint. Er taucht aber auch in den Wandelgängen der UNO auf: im Hauptberuf ist er nämlich Vertreter eines nicht genannten arabischen Staates bei der hohen Versammlung.

Die UNO ist der zweite Schauplatz des Ro-mans, neben dem penetrant-ölgigen Tanker-kajüten. Hier taucht als wichtigere Figur noch Luis Manjajés auf, Repräsentant eines nicht genannten südamerikanischen Staates bei der UNO, wo er eine Kommission für – Öl präsi-diert. (Wir tun es nicht absichtlich: es geht wirklich von A bis Z um Öl in diesem Buch.) Er verkörpert das Edle in dieser Welt. Das sieht

man schon daran, daß er nicht Diplomat oder Politiker von Beruf ist, sondern Offizier. Sein Onkel, der Minister, welcher ihm den Posten verschaffte, hat ihm denn auch prophylaktisch gesagt: „Nimm dich in acht, Luis – als Offizier hattest du mit Menschen umzugehen, jetzt mußst du dich mit Worten herumschlagen...“ Warum aber hat Manjajés die Militärkarriere verlassen, für die er sich allein geschaffen fühlt? „Man muß eben leben... Seine Frau, eine Französin, eine Pariserin, hatte ein Recht darauf, das kom-fortable Leben zu führen, das sie immer geführt hatte.“

Unser Südamerikaner weiß, was er dem Lande schuldig ist, das ihm eine solche Frau geschenkt hat. Aber immer, wenn er sich einer der unzähligen frankreichfeindlichen Intrigen in der UNO zu widersetzen sucht, taucht der gleiche Widersacher auf: ... der Araber Shuitah, groß und stark auch er, von kurios „westlicher“ Art, mit Londoner Chic. In dieser Kommission der UNO sprach man französisch. Man fand in ihr sämtliche Feinde Frankreichs. Diese erkennt man daran, daß sie französisch sprechen.“ Shuitah schreckt sogar vor einem Entführungs-versuch an Manjajés' beiden reizenden Töchter-chen nicht zurück, um ihrem Vater die Franko-phobie auszutreiben. Aber der amerikanische Ge-heimdienst ist in diesem Buch insgeheim auf der Seite der Franzosen: treu vereint, halten der CIC und seine französische Entsprechung die Hand über die zwei Halbpariserinnen. (Von denen notabene ihr südamerikanischer Vater sagt, weshalb sie sich in New York nicht in der Fremde fühlen: „Sie sind nicht heimatlos – wie in meinem Land habe ich sie auch hier in die französische Schule getan.“)

Recht interessant sind übrigens die Ge-spräche, die des Gorillas (Nr. 1) Vorgesetzter, der monokelbehaftete und keck beschnauzte ältere General (in Zivil) Berthomieu, mit dem Kollegen vom CIC führt: „Die gegenwärtige UNO ist eine käufliche und demagogische Institution, eine Reklametrübe, die nicht für anständige Länder geschaffen ist... Man müßte diese Bude (certe boîte) neu durchdenken, auf normalen und korrekten Grundlagen neu konstruieren, denn leider geht es ohne sie nicht mehr...“ Worauf der „Ricaïn“ mit einem als „launig“ charakterisierten „Bah!“ antwortet.

Aber immerhin, der Schnauzbart und der Ricaïn gehören schließlich der „Bude“ nicht selbst an. Manjajés jedoch tut das. Von ihm be-kommt man zum gleichen Thema zu hören: Sehen Sie, in der UNO ist der Terror ein schlagendes Argument. Es ist der Islam, der diese Taktik entdeckt hat... Um Stimmen in der UNO zu erhalten, genügt es, Kehlen aufzu-schlitzen. Und zwar möglichst in großem Maß-stab. Die Lösung der UNO ist ja nun mal: bloß keine Geschichten! Also vermeidet man diese Geschichten, indem man jenen nachgibt, die Ge-schichten machen!“

Hören wir noch, was unser Gorilla (Nr. 1) zum Thema zu bemerken hat: „Das französische Parlament war für Geo ja schon eine byzanti-nische Welt überflüssiger Menschen – (à propos: wir vergessen ganz, zu sagen, daß Mon-sieur Ponchardier-Dominique in den 13. Mai verwickelt war) –, aber mit der UNO ver-glichen, geht sogar das französische Parlament noch an...“ Und erläuternd wird zugefügt: „Wellen von Wut durchdrangen den Gorilla.“

Im übrigen ist Monsieur Ponchardier gar nicht so, daß er subversive Äußerungen bloß seinen Romanfiguren in den Mund legt. Er hat sogar Anmerkungen zugefügt, mit denen er selbst politische Fachausdrücke erklärt. Beim Wort „brain-trust“ beispielsweise lautet die „Definition“ folgendermaßen: „Die ameri-kanische Politik und Diplomatie ist durchsetzt von diesen eigenartigen commercialo-politico-diplomatico-militaro-rikanischen Technikern.“ Hin und wieder ist eine Definition aber doch etwas glücklicher: „Merdel!“

Kehren wir jedoch zu den Romanfiguren selbst und zum anderen Schauplatz, dem Tanker, zurück. Dort berät Gorilla I mit Gorilla II, dem Kapitän, wie man mit den von Gorilla III be-einflussten Leuten in der Mannschaft fertig werden kann. Dabei entfährt Gorilla II ein be-zeichnender Stoßseufzer: „Wenn die Kerle bloß nicht gewerkschaftlich organisiert wären!“ Bei der Durchfahrt durch den Suezkanal wird dar-auf hingewiesen, daß man „mit den Ägyptern immer aufs Schlimmste gefaßt sein muß“. Wirk-lich kommt auch ein „von den Ägyptern de-

# RANDBEMERKUNGEN ZUR WOCHE

**EUROPARUF!** Europaruf – das ist der Name des in Klagenfurt und Graz erscheinenden „Organs der Europäischen Erneuerung“, das in seiner Juli-Nummer (Juli 1960) die Öffentlichkeit unter anderem über folgende „Tatsachen“ auf-klärt. Im Leitartikel erklärt stolz Theodor Soucek: „Hätte es Mussolini und Hitler nicht gegeben, wäre Europa schon 1933 in der kommunistischen Flut ertrunken.“ Dieselbe gefährliche Auffassung wurde übrigens vor kurzem in einem sonntäglichen Leitartikel von einem führenden Blatt der Bundesländer vertreten unter dem Motto: „Kein zweites Stalingrad.“ – Es ist deshalb kein Zu-fall, daß sich der „Europaruf“ vorzüglich auf be-sagtes Organ stützt. Auf der letzten Seite steht ein Aufsatz, der eine einzige Ungeheuerlichkeit darstellt: „Eichmann und die sechs Millionen“: Unter Berufung auf einen dubiosen Franzosen namens Rossinier, der anlässlich eines Münchner Vortrages im April von der deutschen Presse als ein Schwindler entlarvt wurde, werden folgende Behauptungen vorgelegt: Die Brutallitäten und Grausamkeiten in den KZ wurden in der Haupt-sache von der KZ-Lagerprominenz verbrochen. Ergab keine Gaskammern. Man weiß nicht, wor-über man mehr bestürzt sein soll: darüber, daß eine so verbrecherische „Propaganda“, die dem „Stürmer“ und „Schwarzen Korps“ in nicht nachsteht, in Österreich gedruckt werden (bei dem allerbühmtesten Unternehmen Ferdinand Kleinmayr in Klagenfurt) und vor allem eine ge-schichtlich ganz ungebildete Jugend vergiften kann; oder ob man sich, was wohl wichtiger wäre, mehr Gedanken machen sollte über die Hintermänner, die solches nicht ungern sehen, oder, ob, zum Dritten, nicht das Schlimmste und Gefährlichste jene Gazetten und Publizisten in Österreich sind, die seit Jahr und Tag das Mate-rial liefern für diese Grauelpropaganda, indem sie jederzeit bereit sind, aufrechte Demokraten und Freunde eines freien Österreich als Hand-langer der Sowjets zu denunzieren und freie Bahn fordern für eben die Männer, die hier im „Organ der Europäischen Erneuerung“ zu Wort kommen.

**UMGANG MIT „FREUND ALKOHOL“.** Ohne Zweifel: „Freund Alkohol“ zwingt allmählich die denkenden Menschen in diesem Staat zum Nachdenken. Tagtäglich stoßen wir nämlich auf Fälle des sogenannten „Wohlstandsalkoholis-mus“, der nicht weniger bekämpfungswert ist als der „Notstandsalkoholismus“ vergangener Jahr-hente. Es hat aber des düsteren Vorfalls des schwer alkoholisiert sich und weitere achtzehn Menschen in den Tod fahrenden Straßenbahn-fahrers bedurft, um auch die Politiker auf ihre Verantwortung aufmerksam zu machen. „Es ist er-schrecklich, daß hier die Parteipresse, links und rechts, einmütig zur Besinnung ruft. „Das Trinken gehört heute zum guten Ton“, heißt es in einer eindrucksvollen Sozialreportage der „Österrei-chischen Neuen Tageszeitung“, die mit dem alar-mierenden Satz schließt: „Der Alkohol ist fast schon zu einem Volksnarkotikum geworden. Sechzig Prozent der Pflegelinge „Am Steinhof“ sind wegen Alkoholismus interniert.“ Am gleichen Tag nahm in der „Arbeiter-Zeitung“ der Chefredakteur persönlich das Wort. In einer vom Pathos des Sozialisten alter Schule getra-genen Philippika liest er nach einem tempera-mentvollen Ausfall gegen einen Industriellen der einschlägigen Branche auch den „Pragmatikern“ in den Reihen der SPÖ die Leviten: „Kehren wir vor unserer eigenen Tür. Es ist in der sozialisti-schen Bewegung Mode geworden, auf diejen-igen, die als Alkoholgegner Grundsätze haben und sie auch proklamieren, ein wenig mittel-herabzuschauen... Die vielen Empfänge, nicht wahr, zu denen doch auch unsere Funktionäre gehen müssen...“ Was wird geschehen? Wir fürchten: gar nichts. Um nämlich gegen den vor allem am Steuer der Privatwagen und an den Kurkeln der Straßenbahnen sitzenden be-ziehungswise stehenden „Freund Alkohol“ – und diesem potentiellen Mörder hat der Kampf vor allem zu gelten! – entgegenzutreten, wäre wohl bei unseren Politikern zuerst ein Gesin-nungswandel notwendig. Er müßte aus auf den nächsten Wahltermin scheidenden Nachbeter einer sogenannten „öffentlichen Meinung“ wieder nackensteife, auf das Gemeinwohl bedachte Männer machen. Im Jahre 1960 eine beinahe utopische Forderung.

**„SIE IST VOLL VON GEHEIMNISSEN“.** sagte der sowjetische Raketen- und Weltraumfahrtspezialist Sedow und zeigte auf eine profle Akten tasche, die er in der Hand trug, als er

## Haben auch Sie

schon von der Rubrik „Gesuchte u. angebotene Bücher“ Gebrauch gemacht? Der Erfolg ist verbürgt!

sich zur Internationalen Konferenz der Weltraumforscher nach Stockholm begab. Er wird dort seinen amerikanischen Starkollegen von Braun und Kaempfer begegnen. Sie werden kaum dünnere Mappen vor sich liegen haben. Zur Stunde steht die immerhin noch mit laien Weltkampfmethode ausgelagerte Konkurrenzpartie der Weltraumroberer wieder einmal um einige Punkte besser für die USA. Sie haben nicht nur die unversehrte Rückkehr einer Welt-

raumkapsel an der vorgesehenen Stelle erreicht und somit die theoretische Bahn für den Start lebender Wesen eröffnet. Darüber hinaus haben sie einen neuen, auch in unseren Breiten wahr-nehmbaren Erdsatelliten in Bewegung gesetzt, vor allem aber den Probeinsatz einer neuen Langstreckenrakete vom Typ „Polaris“ bewältigt. Zu Stockholm wird man vielleicht weniger von diesen militärischen Aspekten sprechen. Für einige Tage wird man sich vorkommen, als sei die erträumte Welt Jules Vernes und Hans Domi-niks Wirklichkeit geworden. Die besten Forscher aus aller Welt vereinen sich zum gemeinsamen Himmelsturm. Vom Mars und von der Venus soll in den Referaten gesprochen werden. Dann aber werden sich die Akten taschen wieder schließen. Einige ihrer Fächer mit dem Siegelvermerk „Geheime Kommandosache“ werden ohnedies nie geöffnet worden sein. Die Welt aber wird weiter zwischen Hoffnung und Angst schweben: zwischen Mondfahrt und Raketenod... \*

**ZWISCHEN ZWEI FEUER** ist, wie bei der die Gesetze europäisch-verünftiger Berechenbarkeit immer mehr verlassenden Entwicklung im Kongo zu erwarten war, der um ehrlichen Maklerdienst bemühte UNO-Generalsekretär Hammarskjöld geraten. Der ihn zur Ausdehnung der Autorität der UNO-Sicherheitsgruppen auf das gesamte Kongogebiet – also auch auf die sich als selbst-ständig proklamierende Provinz Katanga – er-mächtigende Beschluß des Weltsicherheitsrates hat trotz nahezu einstimmiger Annahme durch die Großmächte zu heftigen Reaktionen in Brüssel und zu demonstrativer Ablehnung in Katanga geführt. Man hat Hammarskjöld geradezu als den Sachwalter Lumumbos und der hinter ihm stehenden Sowjets bezeichnet. Wenige Tage später mußte sich derselbe Hammarskjöld durch Lumumba, für dessen Regierungsautorität er die

## André Dupeyrat 21 Jahre bei den Kannibalen

Ein Bericht aus Neuguinea

176 Seiten, 12 Seiten Bilder, Leinen S 69.—

Auch sie gehören zu unserer Welt... Was tun wir für diese Menschen?

In jeder Buchhandlung

VERLAG HEROLD • WIEN • MÜNCHEN

UNO-Truppen im Marsch setzte, in schärfster Weise belageln lassen. Sogar ein Zusammen-spiel der belgischen und der mit ihr verschwö-gerten schwedischen Königsfamilie zur Störung der kongolesischen Souveränität wurde ihm vor-geworfen. Zur Stunde liegen die Dinge wieder beim Sicherheitsrat, von dem der weisungs-gebundene Generalsekretär neue Direktiven er-beten hat. Man muß sich diese ganzen Gescheh-nisse vor dem Hintergrund einer gleichzeitig in Hamburg tagenden internationalen Konferenz der Völkerrechtler vorstellen, die über die Frage einer für dauernden Einsatz bereitstehenden Streitmacht der UNO debattierte. „Wir lehnen eine solche Polizeitruppe ab“, sagte der sowje-tische Delegierte und Jurist Tschunkin lächelnd, um sofort hinzuzusetzen: „Zumindest heute, so-lange noch nicht die ganze Welt kommunistisch ist...“

**OSTWÄRTS VON MOSKAU.** „Der Kampf um den Frieden würde seine Perspektive verlieren“, so meint zumindest das sowjetische Akademie-mitglied J. Frantsew in einem vor kurzem in der Sowjetunion erschienenen parteioffiziellen Artikel. Und er gebraucht diesen besorgten Ausruf in kaum verhüllter Anspielung auf die „Dogmatiker und Sektierer“ des linken Flügels. Immer wieder ist von solchen Tendenzen die Rede, wenn man vom Zentrum Moskau aus ostwärts nach Peking blickt. Natürlich verurteilt der viel-beachtete Artikel im gleichen Atem auch die im westlichen Jugoslawien und anderswo sitzenden Reformisten und Revisionisten, die „die Augen vor dem aggressiven Wesen des Imperialismus verschließen“. Aber die eigentlichen Krisenherde für die von Chruschtschow angestrebte und trotz allen Theaterdonners zu Paris und Wien auf-rechterhaltene Pax sovietica liegen im Fernen Osten. Nach hat sich der Bambusvorhang über den Geschehnissen in Laos nicht gehoben. Nach kann man nicht sagen, ob es sich um die interne Machtergreifung einer Militärgruppe handelt, die letzten Endes die außenpolitische Orientie-rung des im massiven Schutzbereich der SEATO-Mächte liegenden Staates nicht verändern wird, oder ob sich hier auf dem Umweg einer Volks-frontverständnis mit dem im Lande operie-renden kommunistischen Partisanen eine Macht-ergreifung des Kommunismus im unmittelbaren westlichen Operationsbereich anbahnt. Für alle Fälle ist die Gefahr einer neuen „Front“ ent-standen. Chruschtschow wird trotz aller formale Sympathiebezeugungen für die eigenartigen „roten“ Prinzen von Laos, die derzeit noch an der Spitze des „Fortschritts“ marschieren, über diese Tatsache am wenigsten erbaut sein. Der hierorts nicht näher bekannte Genosse Frantsew wird schon wissen, was er mit den „Perspektiven“ gemeint hat... \*

DIE FÜRCHEN

SEITE 5 / NUMMER 34

20. AUGUST 1960



gierter, unverschämter Diktator-Lotse an Bord, dessen Aufgabe es ist, uns das Leben schwer zu machen".

Blättern wir weiter. Als Gorilla III (der rote) einmal von dem ihm vorgewetzten Gorilla II einen ihn nicht genehmen Befehl erhält, ruft er aus: „Das ist Faschismus!“ Der Effekt ist ein Heiterkeitsausbruch beim Kapitän: „Ja, und erst noch Kolonialismus!“ Aber dann fügt der Kapitän barsch hinzu: „Jetzt halten Sie aber Ihre Schn...!“ Zu Gorilla I gewendet, folgt aus demselben Munde noch: „Pu! Faschismus — Kommunismus — Imperialismus — Liberalismus — das ist doch alles zum Lachen — warum nicht gerade Alkoholismus!“

Daran aber schließt sich nun eine recht interessante Philosophie der Arbeit an. Das kommunistische Gerede von Gorilla III (sagt Gorilla II) von „politischer Sklaverei“ sei Unsinn: „Die einzige, die große, die wirklich unerbittliche Sklaverei ist die der Arbeit, des ‚boulot‘, wie man sagt. Für diesen Boulot macht sich der Mensch eine Ehre daraus, alles zu ertragen, vom körperlichen Leiden bis zur Unterwerfung unter Dummköpfe! Sehen Sie, sogar Roufiat (= Gorilla III) respektiert mich, obwohl er mich für einen Idioten hält. Er gehorcht mir, weil sein Boulot es so eingerichtet hat, daß ich der Kommandant bin...“ Und der Kapitän wiederholt seinen Befehl und unterstreicht ihn mit dem Satz: „Ich auf jeden Fall bin klar und eindeutig, Monsieur Roufiat, ich werde Faschismus machen, auch ich, um meinen Boulot zu tun!“

Dieser Kapitän Borgès gibt überhaupt manches von sich, was man ganz automatisch mit gewissen politischen Situationen jenseits dieses Kriminalromanes zusammenbringt. Seit Jahren schon dröhnt einem in Frankreich das Gezeter gegen „die Intellektuellen“ (natürlich sind nur die „Linksintellektuellen“ und „Linkskatholiken“ gemeint) in die Ohren. Borgès: „Schon wieder einer, der nachdenkt — daran gehn wir noch zugrunde! Haben Sie nicht bemerkt, daß man sich in Frankreich auf allen Rangstufen mit Leuten umgibt, die nachdenken? Und da wundert man sich noch, daß wir zu nichts kommen!“

Der Leser nimmt nun vielleicht an, daß dieses Buch von den „Trois Gorilles sur un bateau“ von politischen Diskussionen angefüllt sei. Weit gefehlt! Das ist nur so ganz nebenher in die Reibhandlung dazwischengestreut und geht

auch so ganz nebenher mit. Und Dominique ist nicht der einzige Kolportageschriftsteller, der dieses Geheimnis der Dosierung entdeckt hat. Im Bereich der im Gegensatz zur „schwarzen Literatur“ als „blond“ signalisierten Literatur — gemeint sind erotische Romane, die sogar an der in Frankreich bei diesen Dingen doch recht weitherzig gezogenen Grenze Grenzverletzung betreiben — gibt es ja den Fall von „Cécil Saint-Laurent“, dem Vater von „Caroline chérie“. Unter seinem richtigen Namen Jacques Laurent einst ein vielversprechender Schriftsteller, verdient er nun als Cécil Saint-Laurent viel Geld mit Strip-tease-Literatur. Auch in den beiden dicken „Clotilde“-Romanen, die er in den letzten Jahren veröffentlicht hat, geht die „Heldin“ auf jeder dritten Seite mit einem (anderen) Mann ins Bett (zuweilen sogar mit einer Frau). Aber auf den Seiten zwischendrin wird dem Leser eine Geschichte Frankreichs zwischen 1940 und 1945 serviert, die ganz erheblich von der offiziellen Lehrmeinung abweicht. Und das in astronomischen Auflagen!...

Doch kehren wir zu unseren drei Gorillas zurück. Wir sind dem Leser noch schuldig, zu sagen, wie's ausgeht. Natürlich siegen Gorilla I und II, die auf der guten Seite sind, und der Tanker fliegt nicht in die Luft. Aber vor Gorilla III, dem zum Kommunisten gewordenen Franzosen, wird als einem Überzeugungstäter immerhin der Hut gezogen: „Kein Haß war zwischen ihnen: Roufiat war ein Feind, ein echter; er war eine Art von Feind, von Berufs wegen“. Man verstand sich...

Shultah jedoch kommt aus einer anderen Welt; er kommt darum auch anders um. Ein Überzeugungstäter scheint er für den Verfasser nicht zu sein. Denn er verbrennt, in eine Falle gelockt, jämmerlich in seiner amerikanischen Luxuslimousine. Zwar versuchen ihn (venezolanische) Polizisten zu retten: „Es gelang ihnen, mitten in den Flammen die Wagentüren zu öffnen, aber nichts anderes verließ das Auto als ein intensiver Geruch von gebratenem Schwein. Was schon der Gipfel ist von seiten eines Mohammedaners...“

Wie der Leser sieht: ein erhebender, für jung und alt zu empfehlender Roman. Erschienen im Jahre 1960 beim Verleger von Claudel, Saint-Exupéry und Valéry.

die Labour Party bei der im Herbst stattfindenden Parteikonferenz auf eine Zerreißprobe stellen kann. Und wenn es auch diesmal gelingen sollte, das Äußerste abzuwenden, so ist doch nicht abzusehen, wann und wie die Labour Party zur Ruhe und zu einem inneren Frieden kommen soll. Cousins, der noch am ersten Mai des vergangenen Jahres friedlich mit Gaitskell auf einer Tribüne im Hyde Park stand, um die spärlichen Demonstranten zu begrüßen, hat dem Parteiführer nun vor aller Öffentlichkeit den Fehdehandschuh hingeworfen.

Der zweite prominente Politiker, der Gaitskells Führerrolle in Frage gestellt und die gegenwärtige Politik der Labour Party in einem unlängst veröffentlichten Pamphlet einer vernichtenden Kritik unterzogen hat, ist der brillante Intellektuelle R. H. Crossman, bis vor kurzer Zeit Mitglied des „Schattenkabinetts“ der Labour Party und wie einst Bevan aus Protest gegen die Politik der Partei aus ihr ausgeschieden. Crossman hält nicht nur die Atompolitik der Partei, zu deren Neuformulierung durch den Parteivorstand er mit seiner Kritik wesentlich beigetragen hat, und die Revision der berühmten „Clause 4“ des Parteiprogramms über Nationalisierung für falsch, er will überhaupt von einer nach der Gewinnung der Macht im Staate schießenden Taktik abgehen und aus der Labour Party eine ohne Rücksicht auf Verluste ihren Grundsätzen treue Kraft machen, die ein politisches Absichtsstehen für die nächsten Jahre, ja Jahrzehnte in Kauf nimmt, um dafür — man höre und staune! — die Zukunft in dem Zeitpunkt erobern zu können, wenn der enorme wirtschaftliche Fortschritt der Sowjetunion einer allgemeinen Verbreitung sozialistischer Gesellschaftsformen den Weg gebahnt haben wird.

Die heißumkämpften Fragen der Stellung zur Atomrüstung und die Frage des Bekenntnisses zur Nationalisierung aller Produktionsmittel sind zu Schibboleths zwischen Links und Rechts geworden. Die Linke ist mit Gradunterschieden für eine Loslösung Englands von der NATO-Bindung und gegen jeden britischen Beitrag zur atomaren westlichen Verteidigung. In der Regel sind die Verfechter dieser außenpolitischen Orientierung auch entschiedene Befürworter der alten sozialistischen Forderung nach totaler oder doch noch weitestgehender Nationalisierung, aber die Fronten decken sich nicht ganz. Das Schwergewicht liegt eher auf der Atomfrage, die in den Augen der Anhänger der Politik einseitiger Abrüstung durch die Initiative Englands eine schicksalwende Macht für das Land und schließlich auch für die Menschheit entwickeln könnte.

Zu den alten pazifistischen Kräften, die in der Labour Party eine stets vertretene, aber sektenhafte Minorität bildeten, stoßen durchaus rational orientierte Realpolitiker wie Crossman, ja auch viele Katholiken sehen die zur Verteidigung aller Kriege der Vergangenheit herangezogene bellum-iustum-Lehre angesichts der Übel und Dimensionen eines Atomkrieges ihrer legitimierenden Kraft beraubt und schließen sich dem Verlangen der Linken nach Verzicht auf die britische Atomrüstung an.

Wenn man nach der geistigen Herkunft der Sprecher der Linken fragt und einen vergleichenden Rückblick in die nicht mehr als fünfzigjährige Vergangenheit der Labour Party tut, so muß man als Christ die unlegbare Tatsache bedauern, daß das religiöse aktive und christlich inspirierte Element in der Führungsgarnitur der Partei einen starken Rückgang erlitten hat, der keineswegs einem Gewichtsverlust in der Masse der Intellektuellen oder auch nur des Volkes entspricht. Ständen mit Lansbury und

Jean Sainsaulieu

## et cum spiritu tuo

Die Antwort des Gläubigen

Die ersten Urteile über das soeben erschienene Buch:

„Ein Werk, wie wir es noch nicht haben. Es entspricht auch unserer Mentalität und könnte genau so gut im deutschen Sprachraum geschrieben worden sein.“  
Prälat Dr. Karl Rudolf

„Soweit ich die zur Mittfeler der heutigen Liturgie hinführende Literatur der letzten Zeit übersehe, finde ich keine Erscheinung, die so ursprünglich, treffend, geistvoll und geschickt die seelische Haltung der mitfeiernden Gemeinde ausspricht, und wo das nicht-Wirklichkeit ist, wecken kann, wie das Buch „et cum spiritu tuo“ von Jean Sainsaulieu.“  
Univ.-Prof. Dr. Michael Pflieger

176 Seiten / Leinen flexibel 8 55.—

In jeder guten Buchhandlung

VERLAG HEROLD · WIEN · MÜNCHEN

Attlee noch christlich gesinnte Männer an der Spitze, so ist unter Gaitskell und Bevan der Indifferentismus und der Agnostizismus zur intellektuell vorherrschenden Kraft geworden. Daran vermag auch das Wirken hervorragender christlicher Einzelpersönlichkeiten, wie des anglikanischen Laientheologen und Publizisten Tom Driberg, der sogar Vorsitzender des National Executive Committee der Labour Party war, nichts zu ändern. Hinter dieser für die Führungselite kennzeichnenden Akzentverschiebung steht keineswegs irgendeine Regie oder Absicht, denn in England kommt niemand auf die Idee, politische und religiöse Überzeugungen zu identifizieren und das Fehlen kulturpolitischer Auseinandersetzungsstoffe ließ es kaum je zu einer politischen Dimension des Religiösen kommen; vielmehr muß man der mangelnden Aktivität der intellektuellen Christen die Schuld geben, die die geistige Prägefähigkeit und Kampffreudigkeit verloren zu haben scheinen. Viel besser sieht es aus, wenn man die Masse der weniger im Rampenlicht der Öffentlichkeit stehenden politischen Exponenten ansieht. Von den etwa 260 britischen Labour-Parlamentsabgeordneten gehört etwa ein Viertel einer christlichen Fraktionsgruppe, der Parliamentary Socialist Christian Group, an; die alljährlich zur Eröffnung des Parteikongresses einen Gottesdienst in einer „anglikanischen“ oder „nonkonformistischen“ Kirche veranstaltet.

Was die britische Linke, abgesehen von ihrer aktuell-politischen Bedeutung für das religiöse Verständnis so interessant macht, ist der in ihren Reihen, wenn auch unter säkularen Vorzeichen stehende Gedanke der Verwirklichung des vollkommenen Zustandes auf Erden. Denn wäre eine Welt des Friedens und der Ausschaltung privater Willkür, der die Linke durch eine totale Vergesellschaftung näherzukommen glaubt, nicht bereits das Reich Gottes auf Erden? Keir Hardie, der Gründer und Prophet der Labour Party, der den Loslösungsprozeß der im Banne des Liberalismus stehenden, auf Tagesziele beschränkten britischen Arbeiter und ihre Organisation als selbständige politische Kraft in Gang setzte, hat gleich vielen seiner Zeitgenossen und Mitkämpfer die inbrünstige Forderung erhoben: „The Kingdom of God on earth.“ Dieser Reichsgedanke, dieser Glaube an die Friedlichkeit und Brüderlichkeit des Menschen, ist für die christlichen wie für die säkularistischen Nachfahren dieser Tradition bezeichnend geblieben. Aber bei aller Hochschätzung der Menschen selbst, die ihre Kräfte der Agitation dieser Ideen weihen, erhebt sich die über die spezielle Situation Englands hinausgehende, ins Philosophische und Theologische übergreifende, in diesem Zusammenhang aber doch unvermeidliche Frage: Gehen die nach einer vollkommenen Gesellschaft als Reich Gottes auf Erden Strebenden nicht von einem falschen Menschenbild, von einem Optimismus aus, dessen christliche Wurzel im Pelagianismus zu suchen ist?

George Lansbury, der Führer der Labour Party nach dem Abfall Macdonalds, der 1935 wegen seiner pazifistischen Haltung zurücktrat, hat nach einem, noch vor der Entfesselung des zweiten Weltkrieges erfolgten Besuch bei Hitler, diesen im wesentlichen als einen eigenwilligen Mann bezeichnet, an dem einem manches mißfallen könne, der aber wegen seiner vegetarischen und alkoholfreundlichen Tendenzen sympathisch wirke und dem daher wohl auch nicht soviel Schlimmes zuzutrauen sei. In dieser erschütternden Naivität eines großen, guten, hinreißend ehrlichen Mannes steckt der Geist des fanatischen Glaubens an das Gute und Vernünftige, der bis heute die Linke ehrt, der aber eine Portion gesunde Skepsis gegenüber ihren Parolen und Ansprüchen selbst dann notwendig macht, wenn man in mancher Einzelforderung ihr Verständnis nicht versagen kann.

## Von Bevan zu Cousins

Führungswchsel und Strukturwandel des linken Flügels der Labour Party

Von Dr. NORBERT LESER

Noch am Parteitag der Labour Party im Jahre 1954 in Scarborough trat der große Volkstribun Aneurin Bevan als unbestrittener Führer der linken Kräfte in der Labour Party auf. Damals führte er seine Getreuen gegen die Gefahr der deutschen Wiederaufrüstung ins Gefecht und wäre um Haarsbreite als Sieger aus diesem Kampf hervorgegangen, der wie kaum ein zweiter im letzten Jahrzehnt der englischen Politik die Gemüter erhitzt hatte. Vier Jahre später trat Bevan wieder in dem beliebten Badeort Nordenglands aus Anlaß des Jahreskongresses auf die Seite Gaitskells und verteidigte dessen Atompolitik gegen seine schmerzlich enttäuschten Freunde und ehemaligen Anhänger. Die Gerüchte sind nicht verstummt, daß Bevan nur deshalb für die Gaitskell-Politik des Festhaltens an einem britischen atomaren Verteidigungsbeitrag eintrat, weil er davor zurückschreckte, die Einheit der Partei aufs Spiel zu setzen, die durch seine Entscheidung für die an Pazifismus grenzende Position der Linken zweifellos eingetreten wäre. Wenn Bevan damals tatsächlich seine Überzeugung der politischen und wahltaktischen Opportunität aufgeopfert haben sollte, so war dieses Opfer, wie der Ausgang der letzten Wahlen vor Augen geführt hat, vergeblich gebracht worden. Aber durch seine damalige Stellungnahme verlor Bevan das politische Vertrauen, wenn auch nicht die seiner Person in so reichem Maße zuteil gewordene private Zuneigung der Kämpfer des linken Flügels. Er wäre heute als Führer der Linken selbst dann aktionsunfähig, wenn ihn nicht ein grausames Schicksal jäh aus dem Kreis der Lebenden gerissen hätte.

Neue Männer und Ideen haben sich in den letzten Jahren und besonders seit der Wahlniederlage des vergangenen Herbstes in den Vordergrund geschoben. In dem fast ohne jede Rücksicht auf die Öffentlichkeit und den Prestigeverlust der Gesamtpartei geführten Kampf, der von den linken Kräften in der Labour Party

gegen Gaitskell und seine als kompromißfreudig denunzierte Politik organisiert wird, übertönen zwei Stimmen alle anderen aus dem Chor der Unzufriedenen: Frank Cousins und R. H. Crossman. Frank Cousins ist Generalsekretär der mächtigen Transportarbeitergewerkschaft, die als erste die Tradition der unverbrüchlichen Stehens der Trade Unions zur Parteiführung und zu jeder gemäßigten Politik durchbrach und unter Cousins Führung ihr Gewicht in die Waagschale der Abrüstungspolitik warf. Cousins hat mit seiner vor einem Jahr gestarteten Aktion einen Stein ins Rollen gebracht, der der jetzigen Parteiführung ungeheuer gefährlich werden und



PRESSE MADE IN ENGLAND

Photo: Otto Swoboda



## Der Appell des Königs von Preußen

Zur politischen Autobiographie eines umstrittenen Außenseiters

Wann haben wir den deutschen Schlager «Wir wollen unsern Kaiser Wilhelm wieder haben, aber den mit dem Bart, aber den mit dem Bart!» zum erstenmal gehört? Es muß bald nach der großen Adenauer-Wahl gewesen sein, als das westdeutsche Wirtschaftswunder sich seinem Höhepunkt zuwälzte. Da das Lokal, dessen Insassen mit vereinten Kräften diesen Schlager brüllten, in einer Stadt am Mittelrhein lag, waren wir nicht sehr geneigt, ihn für mehr als einen Karnevalsulk zu nehmen. Aber der deutsche Freund, der uns hierher geschleppt hatte, war anderer Meinung.

### Der deutsche Orleanismus

«Die deutsche Geschichte sollte Sie gelehrt haben, daß wir es oft gerade da am ernstesten meinen, wo wir unseriös zu sein scheinen. Sie wohnen doch nun in Frankreich und sollten darum einen Analogieschluß ziehen können. Wie war es denn dort nach der Großen Revolution und dem Ungeheuer Napoleon und nach dem Scheitern eines allzu getreuen Wiederbelebungsversuches am Ancien Régime? Wie meine Mitbürger hier um mich herum, beschlossen die Franzosen damals, sich nach so viel Apokalyptik nun ganz einfach auf das Geldverdienen zu konzentrieren und dem Wohlleben zu widmen. Da aber hinter jedem Sekuritätsrummel eine geheime Angst vor der Zukunft steckt, mußte man doch wieder einen König haben. Man wollte doch der Illusion sich hingeben, als stecke man noch im 18. Jahrhundert, vor jeder weltgeschichtlichen Erschütterung. Unsere Tischnachbarn sehen sich ja auch nach dem windstill erscheinenden 19. Jahrhundert, wenn sie nach dem alten Wilhelm mit dem Bart schreien und nicht etwa nach seinem schnauzbärtigen Enkel, der das Land in den Weltkrieg führte. In Louis Philippe von Orléans fand sich ja damals ein verständiger Mann, der seinen Mitbürgern mit der Parole ‚Enrichissez-vous, Messieurs!‘ (Bereichern Sie sich, meine Herren!) zu einem guten Gewissen beim bloßen Geldverdienen verhalf. Und er war ein so verständiger Herr, daß er sich nicht mehr «König von Frankreich», also einer dem Einzelnen übergeordneten und an den Einzelnen Forderungen stellenden Einheit, nannte. Nein, er war ganz einfach ‚König der Franzosen‘, also jedes einzelnen geldverdienenden Individuums.»

Worauf unser Freund mit seinem historischen Exkurs hinauswollte, merkten wir gleich. «Sehen Sie: ein ‚deutscher Orleanismus‘ wäre die sinnvolle Krönung des Wirtschaftswunders. In ‚Lulu‘

(so heißt der Kosenamen des preußischen Kronprätendenten *Louis Ferdinand*) hätten wir ja auch schon unseren ‚Lulu Philippe‘. Das ist nämlich ein der modernen Welt aufgeschlossener junger Mann, der bei Ford in Detroit gearbeitet hat und darum jene Parole des Biedermeiers zeitgemäß ergänzen könnte durch ein ‚Motorisiert Euch!‘. Er würde unserer Umwelt noch weniger gefährlich vorkommen als unser jetziges Staatsoberhaupt, der schwäbische Professor.»

### Ein Emigranten-Professor als Alibi

Wir waren jedoch noch nicht überzeugt. Wir entwickelten alle Gründe, die damals gegen eine monarchische Restauration sprachen und es auch heute noch tun. Kann man eine Monarchie einfach wiedergründen wie einen aufgelösten Verein? Setzt sie nicht ein langes historisches Wachstum voraus? Ein «König» im heutigen Westdeutschland wäre nichts anderes als ein auf Lebenszeit gewählter Präsident, und die Qualität eines «pouvoir neutre» über dem Streit der Parteien würde ihm keineswegs automatisch anhaften. Und dann: kommt es nicht bei einer solchen Restauration entscheidend auf die Person des Prätendenten an, während in einer einmal etablierten Monarchie ein unbedeutender König durchaus seinen Dienst tun kann? War nicht der würdigste Mann — damals lebte der alte *Rupprecht* von Bayern noch — durch seine Verwurzelung im partikularistischsten deutschen Land an jeder gesamtdeutschen Wirkung verhindert? Die stärkste Persönlichkeit unter den Prätendenten, *Otto von Habsburg*, aber ist durch die Geschichte ihres Hauses außerhalb der deutschen Grenzen zentriert.

Doch unser Gesprächspartner ließ sich in seinem Glauben an die Möglichkeit einer Hohenzollern-Restauration nicht beirren. «Der preußische Prätendent hat eine politische Geste getan, die ihn für den zukünftigen Thron geradezu prädestiniert. Als seine großen Ahnen, der alte Fritz und der Soldatenkönig, noch in der Elisabethenkirche in Marburg lagen, wußte jedermann, daß sie nicht dorthin gehörten und nur auf ihre Rückkehr nach Potsdam warteten. Mit der Ueberführung ihrer Särge auf die schwäbische Burg Hohenzollern — die notabene erst hundert Jahre alt ist, vorher stand dort nur noch eine Kapelle — sind sie aber wieder in die Geschichtslosigkeit zurückgekehrt. Das Geschlecht der Hohenzollern ist ja erst mit der Uebersiedlung in die Mark Brandenburg geschichtsmächtig geworden. Gäbe es eine bessere Gewähr dafür,



daß eine Restauration dieses Hauses keineswegs zu einem gefährlichen Revisionismus in Richtung Osten führt? Und zudem: mit dieser Ueberführung hat sich der Prätendent zum deutschen Wirtschaftswunder bekannt. Die Burg Hohenzollern ist ja seither wieder zu einem Brennpunkt des Tourismus geworden und saniert die Familie, die im Gegensatz zur stets in Süddeutschland verbliebenen katholischen Linie Hohenzollern-Sigmaringen den Großteil ihres Reichums verloren hat.»

Und nun spielte er seinen Haupttrumpf aus: «Daß es zu einer Hohenzollern-Restauration kommen muß, zeigt sich schon daran, daß sie ihren providentiellen Wanderprediger gefunden hat. Die Rollen sind nämlich glänzend verteilt. Der einer altpreußischen Familie entstammende Militärreformer Graf *Baudissin* versteift sich darauf, den Deutschen das Preußentum auszutreiben. Zum Apostel Preußens aber ist ein jüdischer Professor der vergleichenden Religionswissenschaft geworden, der sein Leben durch Emigration retten mußte und dessen Familie in den Gaskammern von Auschwitz umgekommen ist. Bis zum 18. Januar 1951, dem 250. Geburtstag des preußischen Staates, war Preußen die Leiche im Schrank, von der niemand zu reden wagte. An diesem Tage aber hat Prof. *Hans-Joachim Schoeps* an seiner Universität Erlangen, mitten im Land Bayern, seine sensationelle Rede über *„Die Ehre Preußens“* (Verlag Friedrich Vieweg, Stuttgart) gehalten. Seither wagt man wieder von Preußen zu sprechen. Seither kann man wieder an die Möglichkeit einer Restauration einer Hohenzollern-Monarchie glauben.»

#### Das große Mißverständnis

Als wir Professor *Schoeps* zum erstenmal sahen, wußten wir jedoch sogleich, daß hier ein großes Mißverständnis vorlag. Man könnte sich schwerlich einen Menschen vorstellen, der weniger mit dem Geist des deutschen Wirtschaftswunders gemein hat. Wir stießen nicht auf einen jener geschäftigen Manager, in deren Hände heute sonst die großen Ideen gelangt sind. Ein in sich gekehrter, schweigsamer Mensch stand vor uns, an dem ein Zug des Leidens unverkennbar war. In seinem Gesicht prägten sich zwei Welten mit gleicher Intensität aus, die man nicht oft vereint findet: ein seiner großen Tradition bewußtes Judentum und die Jugendbewegung. Das eigenartige Phänomen der deutschen Jugendbewegung, zu dem sich bei keiner andern Nation etwas Vergleichbares findet, hat in Deutschland wohl die letzte, über das ganze Land verbreitete Eliteschicht hervorgebracht — eine Schicht, die dann unter Hitler (teils durch eigene Schuld, teils schuldlos) aufs grausamste zerrieben worden ist.

Es war *Schoeps* auch sogleich anzusehen, das er weder von der ersten, urtümlich-anarchischen Welle der Jugendbewegung, dem «Wandervogel», geprägt war, noch von ihrer dritten und letzten, der «bündischen» Welle der späten zwanziger Jahre mit ihrem von Stefan George und anderen herkommenden Versuch einer Bändigung durch Stil und Symbol. In ihm war vielmehr die Wirkung des mittleren Stadiums der Jugendbewe-

gung zu verspüren: jener grüblerisch-problematischen «Freideutschen», welche sich 1913 auf dem Hohen Meißner konstituiert und die «Wahrhaftigkeit», selbst wenn sie lebenshemmend werden sollte, zu ihrem Ziel gemacht hatten. Wir erkannten, daß in diesem Mann und dem «deutschen Orleanismus» sich zwei Partner zusammengefunden hatten, denen außer einem Mißverständnis kaum etwas gemeinsam war. Um diesem Mißverständnis auf die Spur zu kommen, haben wir denn auch sogleich zur Autobiographie des heute erst 47jährigen *Schoeps* gegriffen, die der *Verlag Klett* in Stuttgart vor kurzem unter dem Titel *«Die letzten dreißig Jahre / Rückblicke»* herausgegeben hat.

#### Preußisches Judentum

Die beiden den Leser am stärksten ergreifenden Teile dieser Autobiographie sind auch die Schlüssel zum Wesen dieses Mannes. Wir meinen den Bericht über seine Herkunft und die Schilderung der verzweifelten Versuche, im Dritten Reich auszuhalten. Der Darstellung des Elternhauses fehlt völlig jener Vaterhaß, der zu den unangenehmen Zügen so vieler «Jugendbewegter» gehört. Nur mit Erschütterung kann man von dem Vater, einem preußischen Oberstabsarzt, lesen, der nach 1933 trotz der drohenden Judenverfolgungen sich weigerte, sein Vaterland zu verlassen, «weil er nichts Unrechtes getan habe» (18). Und von der Mutter, welche dem Gatten freiwillig ins Konzentrationslager und damit in die Vernichtung folgte.

Mit der Schilderung der seit dem 18. Jahrhundert in Preußen ansässigen Familie ist das Lob Preußens verbunden. «Preußen liegt in der norddeutschen Tiefebene. Das will sagen: Preußen ist der zu starrer Form geronnene Widerstand gegen das erschlaffende Erliegen vor der Weite nordosteuropäischen Flachlandes» (62). Die andere Möglichkeit des Verhaltens sei «die widerstandslose Hingabe an die Weite der Landschaft, die mystische Vermählung mit der Unendlichkeit» des (vorbolschewistischen) Russen. Aus dem preußischen «heroischen Trotz... ist die preußische Kaserne entstanden, der rote Backsteinbau, in dessen vier Mauern die Steppe eingefangen und überwunden war... Aus dem Widerstand gegen die auflösende Gewalt der Ebene erwuchs geprägte Form und Regel, militärisches Kommando und Disziplin, Herrschaftswille und Befehlsgewalt: der Staat Preußen» (63).

Und *Schoeps* spricht aus, weshalb es den Typus des «preußischen Juden» habe geben können: «Preußen als ein Kunstprodukt geschichtlicher Formung (auf Kolonialboden!) war ein Staat, der mit Blut und Rasse herzlich wenig zu tun hatte, in den jeder hineinwachsen konnte, der, von der tragenden Gewalt dieser Landschaft ergriffen, jenen ursprünglichen Widerstandswillen in sich nachvollzog, der die Einsicht in das preußische Lebensgesetz erschließt. Daher konnte es auch den preußischen Juden geben als legitime historische Figur» (63).

Eine direkte Verbindung zwischen Preußentum und Judentum sieht *Schoeps* aber auch im angeborenen jüdischen Konservativismus. «Als meinen besonderen jüdischen Erbteil sehe ich die instinktive Neigung an, am Bestehenden festzuhalten...»



Aber er fährt auch fort: «... und gleichzeitig für den prophetischen Anruf und Protest gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung offen zu sein. Außerdem steht in meiner Werteordnung die Gerechtigkeit höher als die Liebe» (72). Aus der ersten Hälfte dieses Erbteils ist wohl zu erklären, daß Schoeps bis zur Wiederherstellung der Wehrhoheit im März 1935, die die Juden vom Wehrdienst und damit offen aus der «Volksgemeinschaft» ausschloß, an der Hoffnung festhielt, «die Judenschaft als Korporation in einen ständischen Reichsaufbau eingliedern» (97) zu können. Er mußte es dann erleben, daß der von ihm an Ostern 1933 aus dieser Hoffnung gegründete «*Deutsche Vortrupp / Gefolgschaft deutscher Juden*» von der Emigration in eine Art jüdischer SA im Dienste Hitlers verzerrt wurde. Und Schoeps, dem nach dem Zusammenbruch dieser Bestrebungen eine abenteuerliche Flucht gelang, gibt in seiner Autobiographie zu: «Ich bin mit meinem kompromißlosen Eintreten für das Heimatrecht der deutschen Juden nur den Gesetzen treu geblieben, nach denen ich angetreten war; aber es liegt mir heute noch als Alpdruck auf der Seele, daß ich den Hunderttausenden, die dann ermordet wurden, nicht rechtzeitig zur Flucht um jeden Preis geraten habe. Es ist schwer, damit fertig zu werden» (101).

#### Romantik und «Normcharakter des Seinsollenden»

Auf der letzten Seite von Schoeps' Autobiographie steht der Satz: «Der Appell des Königs von Preußen, der quer durch die Jahrhunderte hindurch seine Leute zum Dienst ruft, ist auch in Zeiten zu vernehmen, die ohne Sonne sind» (176). Ist dieser Appell identisch mit der Parole, der der «deutsche Orleanismus» folgt? Schoeps selbst scheint daran zu zweifeln: «Ist die Krone nicht viel zu gut für uns? Wird dieses Volk nicht eigentlich durch Faschingsprinzen und Schönheitsköniginnen weit besser bedient...?» (73) Auffällig ist auf jeden Fall, wie widersprüchlich die Argumente sind, mit denen er im letzten Kapitel sein Eintreten für die monarchistische Restauration verteidigt. Der Herold Preußens empfiehlt plötzlich die englische oder skandinavische Monarchie als Muster (172), greift auf die Vorstellung *Friedrich Naumanns* von einer «sozialen Monarchie» zurück (168), hat an der Krone bloß

als an einer «Stütze der Demokratie» ein Interesse (169) und dann soll die kommende Monarchie doch wieder eine «geweihte Institution» sein (173).

Nun, aus Schoeps' Autobiographie werden die zwei Antriebe seines Monarchismus — der für ihn nach eigenem Geständnis *nicht* «Lebensinhalt» ist (172) — sichtbar. Der eine wird in einem andern Satz der letzten Seite deutlich: «Wenn ich für die Zukunft einen Wunsch noch habe, dann einen ganz unbescheidenen: daß ich gern noch einmal durch Potsdams Straßen gehen und das alte Glockenspiel der Garnisonskirche wieder hören möchte...» (176) Der bisherige Wortführer des so optimistischen «deutschen Orleanismus» wird als absoluter Pessimist (170) erkennbar, für den «eine etwaige Erneuerung der Monarchie in Deutschland» bloß «eine allerdings wünschenswerte Retardierung» (171) des unaufhaltsam in den Abgrund sausenden Schnellzuges unserer Zivilisation darstellt. Das ist das romantische Motiv.

Das andere Motiv aber wird in folgenden freimütigen Bekenntnis des einstigen «Freideutschen» sichtbar: «... Aber das Seinsollende hatte eben mehr Gewicht als das Seiende, die Idee war für mich wichtiger als die Wirklichkeit. Heute sind alle Normen verblaßt und undeutlich geworden. Aber an der inneren Haltung und Bereitschaft des so angelegten Menschentypus ändert sich nichts; auch nichts am *Normcharakter des Seinsollenden*. Das Leben bleibt für uns, was es immer war: ein Auf-Großfahrt-Gehen. Wir bleiben immer unterwegs zu einem Ziel — hinter dem Horizont. Vielleicht macht uns gerade das glücklich. Vielleicht gehen deshalb unsere Lagerfeuer niemals aus.»

Daß die innerlichen Lagerfeuer nicht ausgehen — ist das genügend Legitimation zur Auslösung einer realen politischen Bewegung? Einer politischen Bewegung notabene, die den «Bonner Deutschen» genau in jenem «Geist des Wirtschaftswunders» bestärkt, den Schoeps seitenlang (157ff.) verdammt. Gewiß ist die vorliegende Autobiographie ein Versuch von Schoeps, sich von der politischen Aktion zu distanzieren, die er an jenem 18. Januar 1951 mit seiner Erlanger Rede ausgelöst hat. Man kann ihm jedoch den Vorwurf nicht ersparen, daß er dabei — wie schon zur Zeit des «Vortrupps» — zu wenig daran gedacht hat, daß Ideen praktische Folgen haben können.



# Die großen Ruhestörer sterben aus

Das Beispiel Gottfried Benn: Warum nicht Philologie auch bei zeitgenössischer Literatur? / Von Armin Mohler

daß Ionides, der keineswegs hot war, einen wilden und etwas würdelosen Sprung machte, um mit seinem Stock die Schlange über ihrem Rücken am Boden festzuhalten. Er fiel dabei hin, und einen Augenblick sah ich Mann und Schlange nebeneinander am Boden liegen mit einer kleinen roten Staubwolke über sich. Aber die Schlange war durch den Stock über ihrem Hals gut festgehalten, und ihr langer, zum Greifen dienender Schwanz, wand sich um Ionides Arm.

Er hielt vollkommen still, während Raschbedi und Kingukuti ihre Metallstäbe fallen ließen und kurze hölzerne Stöcke mit einem Gabelende ergriffen. Sie wandten die Schlange vom Arm los und preßten sie mit den gegebenen Enden der Stöcke an den Boden.

Jetzt holte einer der Boys einen Baumwollsaack, ungefähr drei auf vier Meter groß, und Ionides tauchte seinen rechten Arm hinein, dabei preßte er immer noch mit dem Stock in der Linken den Hals der Mamba herunter. Dann ergriff er mit seiner rechten Hand, die dabei im Saack blieb, wie beim Handpuppenspiel, den Hals der Schlange, hob sie hoch und ließ mich ihren Kopf aus der Nähe betrachten. „Eine typische Proteroglypha“, sagte er erklärend, „sehen Sie die kurzen, steifen Giftzähne ganz vorn im Oberkiefer?“

Für meine noch junge Bekanntschaft mit Schlangen war das, was ich hier sah, weniger terminologisch exakt, aber durchaus nicht weniger erregend: ein schmaler, hoch gedrückter, nach hinten abfallender Kopf, böse Augen, eine gespaltene Zunge, die durch einen Schlitz im Unterkiefer hin und her pulsierte, und die beiden spitzen Giftzähne, auf denen der Glanz von nassem Gift schimmerte. Ein Tropfen, kaum größer als eine Nadelspitze, hing noch in der Rille, in die sie von einer versteckten Drüse oder einem Säckchen her gelangt war.

„Ein prächtiger Bursche, nicht wahr?“, sagte Ionides ganz warm, und er ist durchaus nicht darauf bedacht, seine menschlichen Opfer zwischen zwei Sonnenuntergängen auf acht zu beschränken. Da wir jedoch den überlegenen menschlichen Verstand angewendet haben, können wir ihn, denke ich, mit gutem Recht einspacken.“

Mit einer gewandten Bewegung rollten die Boys die Schlange auf, stülpten den Saack über sie und banden diesen schnell mit einer Kordel zu, die durch das obere Ende wie eine Pyramakordel lief. Währenddessen hielt Ionides die Schlange durch den Saack fest, so daß sie nicht schlagen konnte. Dann ergriff Raschbedi den Saack am oberen Ende mit einer der eisernen Zangen und Ionides ließ los.

„Wie demütigend für ein so edles Tier“, sagte ich.

„Wir alle müssen Demütigungen erdulden“, er begann seine weiten vertragenen Khakihosen, die voller roter Erde waren, abzuklopfen. „Ich mußte mich bis in den Staub erniedrigen, um es zu bekommen, und dabei hatte es mich doch fast zuerst gebißt.“

Er zeigte unten an seinem Hochbein auf die beiden Giftzahnabdrücke und die Giftzähne, die er im Saack hatte.

„Sehen Sie, und es könnte mich noch bekommen, wenn ich an diesem Bein eine Wunde Stelle hätte — ich glaube, ich habe eine — die so weit offen ist, daß das Gift dadurch in die Bluthahn gelangen kann. Sie können Schlangengift trinken, ohne Schaden zu nehmen. Ich habe es versucht, es schmeckt abscheulich, ist aber ganz harmlos, wenn jedoch nur ein einziger Tropfen in Ihre Adern gelangt, so sollten Sie schnellst Serum bekommen — über das Gift der Mamba sickerten kürzlich einige beunruhigende Nachrichten vom Südafrikanischen Institut für Medizinische Forschung durch, wonach bei einer ganzen Anzahl von Fällen das entsprechende Antgift nicht gewirkt hatte.“

Nur wie eine bloße Verbeugung vor den Regeln der Sicherheit schob er sein Hochbein hoch und ließ einige Dornenkratzer auf dem Fleisch sehen, die bedrohlich nahe den Giftzahnabdrücken und dem Giftfleck auf dem groben Drillich waren. Einer der Boys öffnete ein Taschenmesser, und während der zweite das Bein hielt, wurde das vergiftete Stückchen Stoff sauber herausgeschnitten.

„Nun bin ich wieder sicher. — Wenn irgendeinwas hineingekommen wäre, würde ich jetzt die Wirkung spüren. Das neurotoxische Gift von den Schlangen mit vorderen Giftzähnen — den Proteroglypha — wirkt viel schneller als das haemotoxische. Es lähmt die Nerven, und man stirbt an Ersticken, weil sich der Nerv, der die Luftzufuhr zu den Lungen regelt, zusammenzieht. Sehr unangenehm. Haemotoxisches Gift vergiftet, wie der Name sagt, das Blut und durchlöchert die Adern. Die Opfer sterben an Blutungen, die am ganzen Körper auftreten, und es ist ein langsamer und schmerzhafter Tod. Eine ganze Anzahl von Schlangen, die ihre Fangzähne hinten in den Kiefern haben — die Ophioglypha — sind haemotoxisch. Aber das alles bedeutet für Sie im Augenblick nicht viel. Wir werden das der Reihe nach durchnehmen. Jetzt können wir nur noch nach Hause zurückkehren, einen Dämmerchoppen trinken und uns weiter unterhalten. Haben Sie zufällig zwei Schillinge? Diese Eingeborenen müssen für ihre Information bezahlt werden. Ich habe nie Geld bei mir. Sie werden bald merken, daß ich nie etwas selber tue, was ich auf andere abschleichen kann.“

Ich ließ ihm zwei Schillinge, die er an Raschbedi weitergab, und dieser handigte sie einem Eingeborenen aus. Die Eingeborenen teilten sich und machten uns Platz; ich hörte ehrfürchtiges Gemurmel, als wir vorbeigingen.

„Sie haben Dutzende von Malen gesehen, wie ich Schlangen fange, sie wissen ganz genau, wie es gemacht wird, und sie konnten es selber tun, wenn sie den Verstand dazu hätten und den Willen, ihre Angst zu überwinden. Aber sie lassen sich jedes Mal neu beeindrucken, wenn sie sehen, wie ich eine Schlange fange. Es paßt mir jedoch ganz gut, wenn sie glauben, ich sei eine Art Zauberer.“

Aus dem Buch „Der Schlangenfänger“ von Alan Wykes, übersetzt von Gertraud Holsten. Das Buch (466 Seiten, Leinen, DM 18,50) erscheint im Goverts Verlag, Stuttgart.

Gibt es ein eindrucksvolleres Vordringen des großen Stundenzeigers, als wenn die Gesamtausgaben der Autoren erscheinen, für die man sich als Jüngling noch geschlagen hat? So paradox es auch ist — die Generation jener großen Ruhestörer, die zwischen den beiden Weltkriegen „den Geist durch den Geist in die Luft zu sprengen“ suchten, wird, ob sie nun gestorben sind oder noch unter uns leben, zu einer Generation von Klassikern. „Klassiker“ nicht durch unbestrittene Gültigkeit ihres Werkes, sondern in einem vertrackteren Sinn: Man weiß, daß sie ein Teil unserer Gesellschaft sind, und wird darum der immer noch tropfenden Polemik, ob es sie überhaupt habe geben dürfen, müde. Man möchte sie nun endlich jenseits eines oberflächlichen Moralismus verstehen. Man spürt, daß ein genaues und fundiertes Verständnis jenes „Hochverrats des Geistes gegen den Geist“ ein Schlüssel zu unserer Situation sein könnte.

Was meinen wir? Die Namen von Heidegger und Benn, der Brüder Jünger und des am meisten Verketteten von allen, von Carl Schmitt, drängen sich mehr auf. Wir denken aber auch an Blüher, dessen Hauptwerk über „Die Rolle der Kritik in der männlichen Gesellschaft“ der Verlag

Hätte Benn mit dieser Ausgabe gemacht — er starb fünf Jahre vor Erscheinung seines ersten Buches —, so hätte er vielleicht der Versuchung nicht widerstanden, seinen Weg von Ende her umzustülzen. Sein „Doppelleben“ von 1950 so fernlegen, während bündigste Gelassenheit vermittelte. Dieter Wellershoff nun, der Herausgeber des Limes-Ausgabe, ließ sich zu keinen Retuschen verleiten und zeigt vielmehr, daß Jünger oft trauer ist als der Meister selbst. Er hat nicht nur die Bücher der umstrittenen Zeit Benns um 1933 gefügt und unter pedantischer Angabe der Lesarten wieder abgedruckt — er hat sogar, was er nicht erzwingen war, in Periodica Verschollenes aufgenommen. In zwei Artikel aus der „Woche“ vom Sommer 1933, die noch weit „kompromittierter“ sind als die „Dorische Welt“ ist die Antwort an Klaus Mann). Aber nicht nur die Vollständigkeit ist zu loben, sondern auch die chronologische Anordnung der Texte.

Allerdings, die Chronologie hätte noch konsequenter durchgeführt werden können. Man hätte ein Band Gedichte drei Bände Prosa auf ein einziges Zeitband gerecht schließen können. Statt des-

Vereinnahmen. Benn wehrte sich anfänglich im „Berliner Brief, Juli 1948“, machte dann aber den Spaß hochfalsch und sicherlich insgeheim lächelnd mit.

Damit sind wir schon mittendrin in der rätselhaften Masse von Interpretation, Variation und Empfindsamkeit hochgeistiger Art, kurzum von Kulturfeuilletonismus, die sich um das Werk der genannten Autoren legt. Sowohl im Pro wie im Kontra ist die Diskussion in Schablonen festgefahren, deren sich auch einer, der das Gedreibe flieht, nur schwer entziehen kann. Erich Kästner hat sich einmal reizend lustig gemacht über diesen Vorgang: „Der Kunde zur Gemütsfrau: Was lesen Sie denn da, meine Liebe? Ein Buch von Ernst Jünger? Die Gemütsfrau zum Kunden: Nein, ein Buch von Gottfried Benn. Jüngers kristalline Leuzidität ist mir etwas zu präsent. Benns zerebrale Magie gibt mir mehr.“ Nun, für jeden andern der genannten Autoren ließen sich ähnliche vom Hören ablenkende Formeln zitiieren, von Brittinger Donauarock über Lehmanns Gräser bis zu Carl Schmitts unvermeidlicher „Diabolik“.

Dieser Verschlämmerung durch Gewohnheitsparaphrasen sind auch frühere Perioden der Literatur gefallen. Welche Schleimkrusten haben sich nicht etwa um Rilke oder Kafka gelegt — trotz der heroischen Anstrengungen zu unbefangener Sicht, die Einzelne wie Eudo C. Mason im ersten und Günther Anders im zweiten Falle unternommen haben. Das Unglück hat wohl in den neuphilologischen Seminaren begonnen, denen ja nicht nur die Mehrzahl unserer Dichter, sondern auch die Mehrzahl unserer Kritiker entstammt. Dort fällt man sich mit Gundolf und Walzel über die „positivistische“ Demut vor den Texten erhaben; man entdeckte eines Tages, daß man viel leichter geistreich sein kann, wenn man sich nicht durch die Beschäftigung mit der Sache im Fluge brennen läßt.

Das Ergebnis sind Studenten, die Goethe kaum kennen, aber die Differenzen zwischen der Goethe-Interpretation eines Stalger und eines Korff genau erklären können. Und das ist immer noch besser als das „secondhand-Gemurmel“ jener, die wiederum Korff und Stalger nur aus Extrakten kennen und daraus jenes noch dünnere Süßbrot kochen, das auf unseren Kulturtagungen an die entsprechende Kundenschaft weitergereicht wird. Das, was Freyer die „sekundären Systeme“ nennt und Heinitz von Doderer die „zweite Wirklichkeit“, hat längst die Dichtung verdunstet.

Auch das läßt sich an Benn gut zeigen. Man nehme etwa den von Reinhold Grimm und Wolf-Dieter Marx herausgegebenen „Gottfried Benn — Die Kunst im Schatten des Gottes. Für und wider Gottfried Benn“ (Sohne & Pohl Verlag, Göttingen) zur Hand, der die Vorträge einer Benn-Tagung in einer evangelischen Akademie wiedergibt. Wir sehen recht wohl, wieviel ehrliche Denkanstrengung und wieviel Formulierungsgabe in diesen Beiträgen steckt (unter deren Verfassern ja auch Wellershoff sich befindet, dessen Verdienste wir bereits hervorgehoben haben). Doch wenn man dann auf Satze stößt wie „Das Produktive gegen das naturalistische Chaos“ oder „Es gibt Kunsttäter, und es gibt Kulturträger“, so hat man noch in den Ohren, wie das bei Benn selbst hieß. Es sind Variationen, Nachdichtungen, die die Grenzen verziehen und das Beliebig zu allen Türen hereinlassen. Während ein doch der Kritiker im Gegenteil die Sache durch Wegräumen alles Gefühliges und „Ungefahren“ wieder näherbringen sollte.

Immerhin, auch bei Benn gibt es einen weißen Raben, wie Mason bei Rilke. Er heißt Gerhard Loose und ist Professor der Germanistik in Colorado/USA. Es scheint ein Vorteil zu sein, wenn man so weit von unsern Cafés und Akademien weg wohnt und nur alle sechs, sieben Jahre mal die alte Heimat sich wieder ansieht. Loose ist nämlich in Sachen literarischer Entschleunigung bereits ein Doppeltreffer geglückt. Man weiß, wie sich die Diskussion um Ernst Jünger sowohl bei seinen Anhängern wie bei seinen Gegnern in einem Partei-

sternmann) dasselbe geglückt. Doch die Mehrheit der Kritik hat sich an dem im letzten Herbst bereits erschienenen Bändchen penibel bemüht vorüberzudrücken gesucht.

Welchen Zauberstab benützt Loose? Einen sehr veralteten: den der Philologie. Er tut etwas, was erstaunlicherweise nur ganz wenige einfallen: Er geht an einen zeitgenössischen Text heran, als ob er aus dem siebzehnten Jahrhundert stammte. Die Werke Jüngers und Benns sind ihm nicht Anlaß zu Variationen, also zu den beliebten „weltanschaulichen Auseinandersetzungen“, die meist nur für den Kritiker selbst ergiebig sind. Er sticht diese Werke zunächst einmal mit aller philologischen Nachterheit und Gründlichkeit durch, auch wenn ihm das Monate und Jahre kostet.

Loose hält sich nicht für zu gut, um Motivkette aufzustellen, das Vorkommen gewisser Worte statistisch aufzunehmen, den Sinnwandel eines Wortes durch alle Stadien hindurch zu verfolgen und verschiedene Fassungen textkritisch zu vergleichen. „Folgerungen“ sind bei ihm stets einer langen Tatsachenkette abgewonnene Induktionen. (Das hat auch den Nachteil, daß wir seine Arbeit nicht in ein paar Sätzen resümieren können — der Leser muß selbst die Kette abschreiten.) Kurz, Loose unternimmt das, was als Wissenschaft galt, ehe die germanistischen Vorlesungen zu Erweckungsveranstaltungen vor der Fernsehkamera wurden. Und das Ergebnis bei Benn ist, daß sich von dessen ästhetischen Grundsätzen her der Weg ins Dritte Reich als Konsequenz und Folgerichtigkeit ergibt (und daß als Benns spätere autobiographische Auslegung dieses Weges eine unzulässige Verharmlosung ist). Loose mißachtet also souverän das Curtiusche Tabu, daß das Ästhetische und das Politische verschiedene Ebenen seien. Wer diese Analyse Schritt für Schritt mitmacht, für den ist das Blablabla um Benn zu Ende.

Gewiß, man spürt durch, wo des sächsischen Emigranten Herz zu Hause ist; er billigt Benns Weg ins Dritte Reich kaum. Aber seine Analyse ist wertvoll. Statt einer Verurteilung Benns kann man aus ihr auch den Schluß ziehen, daß jenes Vorgehen vor drei Jahrzehnten eben doch wesentlich verwickelter waren, als man das heute aus Bequemlichkeitsgründen (und bis vor kurzem auch noch aus Selbsterhaltungsgründen) annahm.

Auf jeden Fall erinnern die Benn-Ausgabe Wellershoffs wie die Unterzeichnung Looseas daran, daß nicht nur die hinter uns liegende politische, sondern auch die Geistesgeschichte „bewältigt“ werden muß. Die letztere unterschaltet dabei von der ersten wohl vor allem, daß man in ihr die Gegensätze austragen muß.



GOTTFRIED BENN, nach einer Aufnahme von Susanna Schapovalova

Klett wieder aus Verscholltheit und Tabu herausgeholt hat, an Othmar Spann, dessen Verhältnis zum Geist nur an der Oberfläche simpler ist als bei den andern, an Otto Petras. Selbst im stilleren Bereich der „reinen Dichtung“ gibt es Korrespondenzen zu diesen umstrittenen Geistern, etwa bei Konrad Weiß, bei Brittinger und Wilhelm Lehmann. Aber die Auseinandersetzung mit dem, was diese Generation erarbeitet hat, wird von zwei Seiten her erschwert: von den Ausgaben her und von dem um diese Werke geschleimten Gerede.

Die Ausgaben. Am besten stellt es um sie bei den reinen Dichtern. Ausgezeichnete Gesamtausgaben liegen vor von Wilhelm Lehmann (dreibändig bei Sigbert Mohr) und Georg Brittinger (sechsbändig in der Nymphenburger Verlagshandlung); und von Konrad Weiß hat nun die zweite, hoffentlich endgültige Ausgabe bei Kösel zu erscheinen begonnen. Bei jenen umstrittenen, zwischen Philosophie und Literatur nicht leicht zu ortenden Geistern sieht es hingegen schlimmer aus. Das Werk von Petras ist heute unauffindbar, das von Blüher wie das von Carl Schmitt kann in den jeweils frühen Teilen nur mühsam beim Antiquar aufgetrieben werden. Etwas besser steht es bei Heidegger, Friedrich Georg Jünger und Spann: Von den beiden erstere sind zum mindesten die zentralen Bücher im Handel zu haben, von Spann soll nun endlich Ende dieses Jahres die schon lange angekündigte Gesamtausgabe zu erscheinen beginnen (in zwanzig Bänden bei der Akademischen Druck- und Verlagsanstalt in Graz).

Wirkliche Gesamtausgaben gibt es nur von Ernst Jünger und Benn. Diejenige Jüngers, auf zehn Bände angelegt und bisher auf sechs gediehen, ist allerdings ein Beispiel dafür, wie man es nicht machen soll. Über die legitime stilistische Bearbeitung hinaus ließ sich der Autor da zu massiven inhaltlichen Retuschen am umstrittenen Teil seines Werkes hinreißen — gerade an jenem Teil also, der unzuverlässig ein Teil der deutschen Geschichte geworden ist und darum seinem Schöpfer gar nicht mehr gehört. Von dieser Erfahrung gewitzt, greift man nur mit Bangen zur Ausgabe der „Gesammelten Werke“ von Benn (Limes-Verlag, Wiesbaden), die neben mit dem vierten Band „Autobiographische und vertriebene Schriften“ ihren Abschluß gefunden hat. Aber man wird angenehm enttäuscht.

Es ist die Legende, daß Benns Einmänder ins Dritte Reich ein kleiner Verkehrsunfall ohne tiefere Bedeutung gewesen sei, wie das eben einem „Künstler“ passiere, der sich in die Geleise der „Politik“ verlaufe. Diese Legende ist nach 1945 zielstrebig von dem Kreis um Ernst Robert Curtius aufgebaut und von der Kritik fast unisono übernommen worden. Dieser Kreis wollte nämlich auch „einen“ lebenden Dichter haben, und Benn schien ihm dafür am geeignetsten — schließlich war Jünger zu unheim, Ernst Jünger zu sehr Offizier und Wilhelm Lehmann zu allgerig gegen

## ENDE DES SOMMERS

Reichlich ward den Stunden das Salz bemessen,  
Tage fallen, instrumentiert mit Farben  
Süßter Spiele über den Orgelpunkten  
Schwarzer Gewitter.  
Daft umflutet zärtlich die Augen, schwer vom  
Rauchgeschmack der schwankenden Feuersäulen,  
Locker hängt das Tuch von den braunen Schultern,  
Windüberflossen.  
Und die letzte Flutung entführt die Reiter,  
Kriech mit Abschiedszeichen die blanken Hügel,  
Welkes Licht versammeln die Horizonte  
Hinter den Buchten.

ECKART KLESSMANN

Es ist die Legende, daß Benns Einmänder ins Dritte Reich ein kleiner Verkehrsunfall ohne tiefere Bedeutung gewesen sei, wie das eben einem „Künstler“ passiere, der sich in die Geleise der „Politik“ verlaufe. Diese Legende ist nach 1945 zielstrebig von dem Kreis um Ernst Robert Curtius aufgebaut und von der Kritik fast unisono übernommen worden. Dieser Kreis wollte nämlich auch „einen“ lebenden Dichter haben, und Benn schien ihm dafür am geeignetsten — schließlich war Jünger zu unheim, Ernst Jünger zu sehr Offizier und Wilhelm Lehmann zu allgerig gegen

chinesisch verfangen hat, das an gähnender Langeweile dem „Diamant“-Konkurrenz machen kann. Vor fünf Jahren nun hat Loose sein dickes Buch „Ernst Jünger, Gestalt und Werk“ (Vittorio Klostermann Verlag, Frankfurt am Main) herausgegeben, das in erfrischender Weise die Grundlagen für eine sachliche Beschäftigung mit Jünger legt. (Daß er im Politischen Jünger nicht immer gerecht wurde, konnte man dem Emigranten nicht abelnennen.) Nun ist ihm bei Benn mit dem zweihundert Seiten starken Bändchen „Die Ästhetik Gottfried Benns“ (ebenfalls bei Klo-





Armin Mohler:

# Gescheites und Richtiges

Nicht die Inflation des Gedruckten verwirrt den Leser, sondern — so die These des Autors — daß so vieles gegen die Grundregel alles Schreibens verstößt: Es genügt nicht, daß Literatur gescheit und elegant ist; was sie sagt, muß auch die Wirklichkeit treffen.

Armin Mohler, Jahrgang 1920, der im folgenden seine persönliche Meinung vorträgt, war nach Abschluß seines Studiums viele Jahre Korrespondent in Frankreich und lebt heute als Schriftsteller in München.

Die Inflation des Gedruckten ist ein Merkmal unserer Zeit. Sie wird vom Konsumenten wie vom einschlägigen Produzenten in gleicher Weise als Alpdruck empfunden. Den Leser packt nur zu oft das Grauen, wenn er sich durch einen Teil dessen durchgekämpft hat, was man lesen muß, um „auf dem laufenden“ zu sein. Nicht Klarheit hat sich in ihm verbreitet, sondern Dikeit, grauer Nebel wie bei einer Nikotinvergiftung. Und den Schriftsteller lähmt mitten im Schreiben die Vision des babylonischen Turmes von Babel, Zettelschriften und Zeitungen, zu dem er nun auch noch seine paar Manuskriptblätter beitragen soll.

Würde es sich beim Hauptziel dieses Papierberges um Schlechtgeschriebenes, um läppelig Gedachtes handeln, so könnte der mit dem Branchenüblichen Quantum an Selbstbewußtsein ausgestattete Schriftstel-

ler Hoffnung schöpfen. Er könnte sich, mit verliebtem Blick auf sein literarisches Kind, sagen: die Qualität setzt sich schon durch. Aber leider ist es so einfach nicht. Was den ehrlichen Schriftsteller zu erdrücken droht, ist keineswegs die Gebrauchsware vom Jungmädchenroman über die Feiernabend-humoristen bis zur smarten Illustrierten-serie. Das alles bleibt in dem dafür vorgesehenen Stockwerk. Die Grenzverwischungen sind es, die ihm auf den Hals rücken, ein schon unendlich breit angeschwollener Strom von „halbseidener“ Literatur — „halbselden“ nicht so sehr in bezug auf ihren Inhalt (der kann durchaus honorig sein), sondern in der Art des Machens. Es handelt sich um eine Literatur, die gut geschrieben und intelligent ist, und bei der doch etwas nicht stimmt.

Was stimmt nicht? Es ist eine Literatur, die gegen die Grundregel alles Schreibens verstößt. Sie lautet: Es genügt nicht, daß das, was ich sage, elegant und gescheit ist — es muß auch richtig sein. Und zwar richtig sowohl in Proportion zur Wirklichkeit wie in der zum übrigen Gesagten und Geschriebenen. Es muß Maß haben, es muß im Lot sein.

In Verteidigung eines als „naiv“ geltenden Großen — es war wohl Victor Hugo, es

muß sogar Hugo gewesen sein — schrieb Friedrich Sieburg einmal: Jeder Nachwuchsschriftsteller ist zunächst, verwickeltere und präzisere Dinge vorzubringen, weil die Intelligenz zum Rang verloren hat und fast menschlich entwickelt werden kann. Damit, insbesondere mit dem „fast menschlich“, ist das Ziel richtig bezeichnet. Was in unserem Kopf jenen grauen Nebel erzeugt, ist nicht das Ungenügende, das Mißlungene — es ist vielmehr die Wucherung des von der Richtigkeit gelösten, selbsttätig und unkontrollierbar gewordenen Scharf- und Teilneins. Seit den „tollen Zwanzigerjahren“ hat er vor allem die Geisteswissenschaften wie ein Krebsgeschwür verheert. Die Literaturwissenschaft belappt, die Kunstwissenschaft, aber auch Theologie und Soziologie drohen in einem Meer von beliebiger Klugschnackerei und leerer Systembauerei zu ertrinken.

Das ist für die Literatur als Ganzes verhängnisvoll, denn aus dem Umkreis der Geisteswissenschaften immer ja die überwiegende Mehrzahl der Leute, die schreiben. Die neophilologischen und kunstgeschichtlichen Seminare seien unermüdlich Jahrgänge von Studenten aus, die sich dem „Positivismus“ früherer Generationen unendlich überlegen fühlen. Geduldige Textkritik, ja überhaupt das Lesen der Quellen, das Bibliographieren, Übersetzen und andere entsagungsreiche „Körner“-Arbeiten sind nicht ihre Sache. Die primären Objekte der Wissenschaften sind langweilig für sie; einen Kitzel verspüren allein noch, aus bereits recht subjektiver Sekundärliteratur eine noch wackeligere Tertiärliteratur zu konstruieren. Der Germanist liest nicht Goethe, sondern Korff und Rehm, und der Theologe versenkt sich in Karl Barth statt in die Bibel. Das Produkt dieses Betriebes aber sind die Heerscharen des „feuilletonistischen Zeitalters“, vor dem es bekanntlich einen Heilmittel von Doderer graut wie sonst nur über vor dem aus Kanalisationen steigenden Gewürm.

In diesem Wirbel steht sich jeder einmal nach dem Kloster mit schalldichten und vor allem druckstärkewärzgedichten Mauern. Aber dieser Sektus wird mit recht verschiedener Konsequenz nahegelegt. Für unsere Lage kennzeichnend sind die vielen jungen Schriftsteller, deren Stern jäh aufsteigt und dann verlischt. Ihre Bahn scheint sie früher oder später an eine Kehre zu führen, wo sie in Rückblick erkennen, daß sie bedrucktes Papier produziert haben, sonst nichts. Sie verstummen dann meist, freiwillig oder unfreiwillig (wobei das „Freiwillig“ sich darin bestehen kann, daß man nie noch Experimente oder Programme veröffentlicht). Viele von ihnen vermehren das gewaltige Heer der Kulturmanager, es das von wenigen schöpferischen Produzenten verwaltet, aufspalten und multiplizieren weitergeben.



Porträtzeichnung von J. A. D. Ingres (1780 bis 1867): M. Marcotte d'Argenteuil

Andere wählen branchenferne (das heißt schriftferne) Berufe. Einige wiederum haben so viel ehrlichen Witz, gutegebende public-relations-Unternehmungen aufzuziehen. Glücklicherweise gibt es aber auch echte Klöster, wirkliche Widerstandskerne gegen das unendliche Geschwätz und die uferlose Bedeutung. Gerade in den Geisteswissenschaften, also im eigentlichen Krankheitsherd, stößt man immer wieder auf Zellen, in denen noch mit mönchlicher Entschlossenheit versucht wird, hart am Gegenstand zu bleiben, ohne doch auf die Herrschaftsrechte des Geistes zu verzichten. Das nämlich ist die hohe Kunst: auf den Stoff wirklich

einzugehen, ohne in ihm unterzugehen. Auf diese Zellen — wir hätten auch andere nennen können, es gibt sie schon — sei hier hingewiesen. Wir meinen diejenige, in welcher der Zürcher Kunsthistoriker Hans Naef seit vielen Jahren arbeitet.

In jenen Jahren unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Schweizer Presse in Deutschland noch richtunggebend war, ist Naef als einer der brillantesten Kunstschriftsteller bekannt geworden. Aber er ist der Versuchung, die darin lag, nicht erlegen. Ein Tiefstapier war er nie und auch kein Causaire, doch steckte in seinem, ein künstlerisches Phänomen stets so zielsicher treffenden Essays (die selber Kunstwerke waren), steckte in seiner Formulierungsgabe eine Gefahr: jene der „voreiligen Versöhnung“, von der Ludwig Hohl (wer weiß von dieser Zelle?) seiner Zeit gegenüber immer wieder gesprochen hat. Eines Tages — der entsprechende Textall stellt sich unüberwindlich ein — beschloß Naef sich dem Dienst an einem Großen zu widmen. Dem Dienst an Jean-Auguste-Dominique Ingres (1780 bis 1867), der am Ende der alten und am Anfang der modernen Malerei steht.

Naef hat sich jedoch seinen Rang als Ingres-Kenner nicht voreilig mit einer Gesamtdarstellung des Meisters aus Montauban zu sichern gesucht. Mit einer Bedächtigkeit, die seine Freunde und die Verehrer von Ingres (man ist „Ingrist“ wie man „Beylist“ ist) zuweilen irritieren mag, gräbt er sich über eine Kette von Einzeluntersuchungen zum Geheimnis des großen Maler-Zeichners vor. Nicht einmal seine nun schon etliche Jahre zurückliegende Dissertation über die Bildniszeichnungen von Ingres hat er gedruckt. Schon sie war ihm offensichtlich ein zu schneller Sprung. Naef ist vielmehr von einer Idee besessen, die manchen jungen Synthesiker als unverständlicher „Positivismus“ erscheinen mag; er glaubt, daß man von der Kunst eines Ingres nicht sprechen kann, wenn man die äußeren Anstöße seiner Werke nicht kennt. Das ist geradezu eine Provokation in einer Zeit, die das „Inhaltliche“ in der Kunst versuchen zu können glaubt. (Dabei ist alles „Inhalt“ außer der Ölfarbe und der Leinwand...)

Die „Ikongraphie“ von Ingres ist es also, um die es Naef geht. Er hat „Verlagen“ aufgestöbert, die der phantasielose Maler offensichtlich für seine Kompositionen brauchte. Vor drei Jahren gab er in dem Band „Ingres — Rom“ (Mantecor-Verlag, Zürich) die noch fast unbekanntesten Zeichnungen heraus, die Ingres auf seinen Streifzügen durch Rom gemacht hat. Nun ist im gleichen Verlag das mit gleicher Akribie gearbeitete Buch „Schweizer Künstler in Bildnissen von Ingres“ erschienen (103 Seiten und 45 Abbildungen mit genauen Katalog, Bibliographie und allem, was dazugehört). Es ist die erste Buchveröffentlichung innerhalb eines wahrheitsgemäß scheinenden Unternehmens, in das sich Naef seit längerer Zeit eingelassen hat: er möchte herausfinden, wer die Personen sind, die Ingres auf seinen vielen Hunderten von Bildniszeichnungen porträtiert hat. Das kann man wahrheitsgemäß nennen, weil die Porträtierten, soweit man ihre Namen überhaupt kennt, mehrheitlich gar keine historisch bedeutsamen Figuren sind.

Nimmt man diese Untersuchung über sieben verschollene Künstler zweiten oder dritten Ranges (Wer kennt Francois Forster, wer Barbara Banti?) zur Hand, so erlebt man ein kleines Wunder. Erstens einmal wird man darüber belehrt, daß niemand so verschollen ist, als daß nicht ein geduldiger Forscher in den Archiven etwas über ihn finde. Zweitens aber verschafft das unpedantisch vorgelegte biographische Material den herrlichen Zeichnungen des großen Porträlisten der Neuzeit eine zusätzliche Dimension, die sie erhöht. Gewiß, wir haben nur einen winzigen Ausschnitt aus der unendlichen Wirklichkeit vor uns. Der Ausschnitt ist aber so plastisch, daß wir den Boden unter die Füße zurückgewinnen, den wir unter der erstickenden Haube der leeren Allgemeintheorien verloren hatten.

## Das Ende der puritanischen Ethik

# Amerikas sexuelle Revolution als Tatsache

Sitte und Moral in den Vereinigten Staaten / Eine Analyse des Nachrichtenmagazins „Time“

Als das Schlagwort von der „zweiten industriellen Revolution“ aufkam, hatte die Entwicklung selbst schon alles revolutionäre Pathos verloren. Das Gleiche scheint für die „zweite sexuelle Revolution“ zu gelten: Das ist der schlag- und zugkräftige Titel für die Arbeit eines Soziologen, der Geschichte schreibt.

Die Revolution begann, laut „Time“, mit Sigmund Freud und der Botschaft, daß der Sexus den Menschen retten und die Libido ihn frei machen werde. Sie wurde mitgetragen von der emanzipierten Frau, die nicht nur die zweifache Moral des viktorianischen Zeitalters beiseite legte, sondern neben dem Recht auf Arbeit und Stimme in der Volksversammlung das noch wichtigere Recht auf Lust beanspruchte. Als Revolutionshelfer erschienen: die Wissenschaft, die dem Menschen die Furcht vor den irdischen Gefahren der Schwangerschaft („are you on pills?“), fragt der böliche Junge sein Mädchen) und der Geschlechtskrankheiten (durch Antibiotika) nahm; der Skeptizismus, der die Furcht vor göttlicher Strafe erheblich minderte.

Die „Orgone Box“ — eine vom Freud-Schüler Wilhelm Reich erfundene, 1954 von der amerikanischen Regierung als Betrug entlarvte Kiste, aus der die Patienten mit gestörter Libido herausgelassen sollten — erscheint dem Analytiker des amerikanischen Geschlechtslebens heutzutage schon überflüssig; die Palette des Angebots sexueller Stimulanzien, vom Photo-Magazin über Werbung und Film bis zur Literatur, ist ohnehin reicher, als nötig wäre. „Die Vereinigten Staaten scheinen eine Revolution der Sitten und einen Erdstoch der Moral zu erleben, die darauf hinausläuft, was Reich eine „sexus-bestätigende Kultur“ nannte.“

Der amerikanische Leser des Reports fand sich entweder porträtiert als einer der vielen, wahrscheinlich meisten Bürger der Staaten, die sich an die alte, religiös verankerte Moral halten — oder es doch zumindest versuchen („vielleicht praktizieren sie, was Max Lerner als „patterned evasion“, die heimliche, gesellschaftlichen vorgezeichnete Übertretung, beschreibt“, schließlich sei Kants kategorischer Imperativ eine so schwierige goldene Regel, daß sich nur wenige nach ihr zu richten versuchten); oder als einer der vielen anderen, die Moral für eine Privatangelegenheit halten, Liebe für eine Rechtfertigung vorehelichen, möglicherweise und gegebenenfalls auch außerehelichen Geschlechtsverkehrs, nichts für tatsächlich schlecht, solange niemand anders einen Schaden dadurch hat.

Die Jugendlichen, die in Amerika schon in jungen Jahren wie Erwachsene behandelt werden und wie Erwachsene leben sollen, erfüllen die gesellschaftlichen Auflagen nach Kräften. Am College ernten sechzig Prozent der Jungen und vierzig Prozent der Mädchen ihre sexuellen Erfahrungen vor dem ersten Examen. Jungfräulichkeit ist für viele Mädchen nicht mehr, worauf zu achten sich lohnt. „Den Verlust der Jungfräulichkeit, selbst wenn

Drei Millionen Amerikaner kauften, neun Millionen Amerikaner lasen in der vergangenen Woche im „Spiegel“-Vorbild „Time“ eine Folgegeschichte, die ihnen, fact is fact, das Bild gewandelter Sitten und einer neuen Moral vorhielt: „Kurz, die puritanische Ethik, bisher als herrschende moralische Kraft in den USA, liegt nach weitverbreiteter Meinung im Sterben oder ist sogar schon tot, und nur wenige trauern ihr nach.“ Zum Beweis dieser These werden nicht Kinseys Untersuchungen, sondern die Worte von Studenten und Gelehrten, Literaten und Gelehrten zitiert.

er zur Schwangerschaft führt, hält man ganz einfach nicht mehr für eine amerikanische Tragödie, und das Gedicht eines College-Mädchens über den typischen „Yale man“ klagt: „Und so gab ich mich ihm völlig hin. / Die Gesellschaft sagt, ich müßte, / Verflucht sei die Gesellschaft!“

Zugleich aber werden, anders als früher (wenn auch für den Leser ohne Überraschung), die Mädchen von den Jungen als Partner geschätzt, und David Riesman lobt: „Sie lassen sich nieder und unterhalten sich ernsthaft mit ihnen.“ Aber Unterhaltung allein scheint, nach einer despektierlichen, unter New Yorker Mädchen umlaufenden Abbeviatur, auch nicht das Richtige zu sein: Verabredungen, die zu nichts führen, heißen NATO-dates (No Action, Talk Only — und die Abkürzung wurde sicherlich nicht für diesen Zweck so aufgeschlüsselt).

Das Resümee: „Die jungen Leute versuchen ernsthaft, ihren eigenen Moral-Codex aufzubauen, und sie sind sogar dabei, für sich einige ältere Weisheiten wiederzuentdecken... Sie heiraten früh — wahrscheinlich zu früh — und erwerben den Eindruck, als flüchteten sie, fast mit einem Gefühl der Erleichterung, in die Ehe.“

Dafür wird die amerikanische Ehe unter dem Stichwort „serielle Polygamie“ abgehandelt. „Paulus sagte, es ist besser freize, denn Brunst leiden: Katholiken ausgenommen. Die Amerikaner neigen zur Annahme, scheiden sei besser als Brunst leiden. Das europäische Ziel ist, die Familie unter einem Dach zusammenzuhalten; das amerikanische, für das persönliche Glück zu sorgen.“

Das (nachgebaute) theoretische Fundament für die amerikanische Praxis findet das Nachrichtenmagazin in der „Beziehungs“-Ethik des Psychologen Granville Fischer aus Miami: „Sexus ist keine moralische Frage. Um Antwort wendet man sich nicht an ein Gebäude von Absoluten. Das Kriterium sollte nicht sein, ist es moralisch richtig oder falsch?“, sondern „ist es gesellschaftlich tunlich, ist es persönlich gesund und lohnend, wird es das menschliche Leben bereichern?“ Der gleiche Psychologe betont, daß auch die protestantischen Geistlichen nicht mehr den Jungen und Mädchen, die „einem natürlichen biologischen Drang nachgeben und ein biß-

chen experimentieren“, vorhalten, daß sie dort falsch gehandelt hätten, sondern fragen: „Ist es sinnvoll?“

Zu Kronzeugen werden aufgerufen: der Methodisten-Bischof Kennedy aus Los Angeles, der den vorerhöhen Geschlechtsverkehr in Ausnahmefällen zulassen möchte; der Presbyter Wally Toews, der vorerhöhen Geschlechtsverkehr unter der Voraussetzung eines „Intimitäts“- mehr oder minder verzeihen ungenannter, aber offenbar prominenter protestantischer Theologe, der privat eine „kleine Heirat“ in Vorbereitung auf die „große“, für Dauer gedachte Ehe empfiehlt. Insgesamt engagiert sich die Kirche heute weit weniger als früher mit Extrakt in Fragen der Sexualmoral, und sexuelle Verfehlungen



Portrait of a woman



# Wie man den Krieg zweimal verliert

Von ARMIN MOHLER

Die eigenartigste Ansammlung von Deutschen habe ich vor drei Jahren auf einer Farm in der Grafschaft Wicklow erlebt, in dem landschaftlich unpathetischen und von Touristen nur selten aufgesuchten Teil Irlands, der England gegenüberliegt. Über grasende Kühe und Hecken hinweg sah man auf die stille Irische See. Piniene und ein sattesblauer Himmel hätten an Süden glauben lassen, wenn nicht auch über dieser „Riviera“ der irische Schleier gelegen hätte — jene melancholisch-zärtliche Verkommenheit, welche die Grüne Insel nicht erst seit diesem Jahrhundert für so viele Deutsche unwiderstehlich macht.

Vielleicht war nur unter diesem Schleier ein solches Treffen möglich. Unter nüchtern-klaarem Licht wären die Gegensätze aufeinandergeprallt. Der Hausherr — ein deutscher, in Dublin praktizierender Arzt — hatte die Landsleute aus der Umgegend eingeladen. Und hier, in der Fremde, waren sie alle gekommen, so verschieden sie nach Schicksal, Gestimmung und Affekten auch waren. Es kam der Emigrant, der vor Hitler sich hierher zurückgezogen hatte, und es kam der Mann, den mitten im Krieg ein U-Boot Hitlers vor der Küste des Freistaates abgesetzt hatte. Es kam der einstige Nationalsozialist, der sich nicht mehr ins Nachkriegsdeutschland finden konnte, und es kam auch die bisher letzte Form des deutschen Emigranten, der Erfolgsmensch aus Wirtschaftswunderland: Nach dem ersten Infarkt hatte er hier zu einem neuen Leben, ohne Streß, angesetzt. Und selbst der Wahideutsche fehlte nicht, Franzose von Geburt, und darum um so entscheidender in seinem Deutschseinwollen (doch gerade deshalb zwischen den Stühlen).

Ein Regisseur hätte die Gesellschaft nicht besser zusammenstellen können, als es der geographische Zufall tat. Woran lag es, daß diese so verschiedenen Deutschen überhaupt miteinander sprechen konnten? Es verband sie wohl das „Denk ich an Deutschland in der Nacht“ — auch wenn jeder etwas anderes dachte dabei. Und das war wohl auch, was den Jüngsten in der Runde störte. Er war der einzige, den nicht sein Schicksal nach Irland geführt hatte, sondern der Fahrplan der diplomatischen Laufbahn. Eben erst der Universität entschüpft, hörte er sich die Gespräche mit einer Mischung aus Gereiztheit und Überlegenheit an; offensichtlich wollte er seinen guten Schlag demonstrieren. Er war fest entschlossen, sich nicht erschüttern zu lassen.

Die Runde kam — deutsches Gespräch — auf die Vergangenheitsbewältigung. Mit Ausnahme des Benjamins waren alle der Meinung, die Vergangenheit sei nicht bewältigt — auch wenn der Emigrant von 1934 das wohl anders meinte als derjenige von 1947. Eine gewisse Einigkeit bestand darüber, daß der zu hektische Bewältigungsbetrieb, der gerade seit einiger Zeit wieder angezogen hatte, nur neue Syndrome schaffe, die schwer zu entfernen seien: zwar unter Strom, viel erlebt hätten, kamen sogar, mit fast denselben Worten, zum gleichen Ergebnis wie der Psychologe Peter R. Hofstätter ein paar Jahre vorher: Man könne Vergangenheit gar nicht „bewältigen“, sondern nur darauf warten, bis sie in Vergessenheit sinke und so ihre Virulenz verliere.

Der Jungdiplomant meldete sich erst in einem Augenblick, als das Gespräch stockte und jeder seinen Gedanken nachhing. Mit harmloser Stimme warf er hin: „Aber die Deutschen haben doch bewältigt.“ Und als ihn die andern verdutzt anschauten, fuhr er gelassen fort: „Aber ja, die Deutschen haben bewältigt, indem jeder sich sein Häuschen baute, für seinen kleineren oder größeren Wohlstand sorgte und so auf all das verzichtete, wobei sich die Deutschen früher die Finger verbrannt hatten. Was wollen Sie denn? Gibt es denn eine radikalere Bewältigung der Vergangenheit als das Wirtschaftswunder? Mit ihm haben sich die Deutschen von ihrer bösen Vergangenheit abgewendet und sich zu einer für niemanden gefährlichen Lebensform bekannt.“

✱

Der Schluß saß. Er hatte die so verschiedenen Ideale jedes einzelnen in dieser Runde getroffen; sie lagen als leere Häute am Boden herum. Über sie hinweg trat an jeden die große Verlockung heran, die Verlockung des Austritts aus der Geschichte. Sie ist in der westlichen Welt seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert nicht unbekannt — für die Deutschen scheint sie eine besondere Verlockung zu sein, seit diese sich in zwei Kriegen den Schädel an der Wand eingerannt haben.

Die zweite Szene spielt auf dem Bildschirm. Der Frühschoppen an einem der letzten Sonntage. Werner Höfer stellte die Frage, ob für die Bundesrepublik eine „schwedische Lösung“ möglich sei, und was er meinte, war jedem klar: Konzentration auf den sozialen Wohlfahrtsstaat, unter Abstoßung von jeglicher Außenpolitik. Die Frage wurde nicht an einen Deutschen gerichtet — da wäre die Antwort wohl recht gequält ausgefallen. Höfer stellte sie vielmehr dem Angehörigen eines Volkes, das seit alters Theologie, Weltanschauung auf der einen und politische Denken auf der anderen Seite zu trennen weiß — einem Franzosen. Der angesprochene Journalist aus Paris, offensichtlich leicht konsterniert ob der naiven Frage, antwortete in einer jener Ellipsen, mit denen man sich in Frankreich blitzschnell über politische Sachverhalte verständigt: „Es gibt keine schwedische Frage.“ Aber das schien niemand zu verstehen; das Gespräch ging in anderer Richtung weiter.

An diese beiden Szenen habe ich seither oft denken müssen, an die so typisch deutsche und die nicht minder typische mit dem Franzosen. In jenem Gespräch in der irischen Diaspora prägte sich der Hang zu großartigen Alternativen aus, der die Deutschen so unfähig zur Politik macht: Der „Griff nach der Weltmacht“ ging zum zweitenmal daneben — also links zum anderen Extrem, zur „schwedischen Lösung“, zum komfortablen Schrebergartensidyll mit Air-Condition (aber ohne Schwedens große Weite). Als ob es nichts dazwischen gäbe. Der Franzose jedoch sah sofort, woran die Flucht ins andere Extrem scheitert: Deutschland liegt nicht irgendwo am Rande der Arktis, sondern auf dem Schnittpunkt unzähliger Spannungslinien. An diesem Ort ist ihm, bei seinen Kräften, nicht nur die unbegrenzte Hegemonie verwehrt; der Rückzug ins Unpolitische ist ihm genauso verschlossen. Ein Ausweichen auf rein moralische Positionen, ein Verzicht auf das Verfechten der eigenen Interessen würde ein gefährliches Vakuum schaffen, in das die umliegenden Mächte herzustürzen müßten. Ein Naturschutzpark im Herzen Europas ist nicht möglich. Die Bundesrepublik kommt nicht um die Aufgabe herum, sich über ihren Status im recht unsentimentalen

Spiel der politischen Kräfte klarzuwerden. Dieser Status ist gewiß nicht der einer Weltmacht, aber ebensowenig der eines Kleinstaats oder gar einer neutralen Komfortgesellschaft.

Nichts scheint den Deutschen jedoch schwerer zu fallen als die Bestimmung einer solchen Position jenseits des pathetischen Entweder-Oder. Heinrich Böll, der sich so gerne von seinen Landsleuten (zum mindesten von deren Majorität) distanziert, hat sich in Stockholm viel nationaltypischer verhalten, als er ahnen dürfte. Der schon vor dem Nobelpreis von allen Institutionen gehätschelte Erfolgschriftsteller suchte sich in seiner Dankrede zum Außenseiter zu stilisieren. Er porträtierte sich als Autor und Staatsbürger auf einem „langen Marsch... durch einen dichten Wald von Zeigefingern, die aus der vertrackten Dimension der Eigenheit stammten, innerhalb derer verlorene Kriege zu eigentlich gewonnenen werden“. Hier ist es wieder, das manische Weltbild des Entweder-Oder. Es wird sichtbar in der Teilung der Nation in weiße und schwarze Schafe, in die Guten, die die Niederlage akzeptieren, und die Bösen, die sie nicht wahrhaben wollen. Daß es Weder-Noch gibt, nämlich Menschen, Situationen, Prozesse, die sich weder unter der einen noch der anderen Extremposition subsumieren lassen — das paßt offensichtlich nicht in dieses simplifizierte Weltbild.

Man kann sich durchaus bewußt sein, daß man einen Krieg und weshalb man einen Krieg verloren hat, und braucht deswegen doch nicht alle Politik über Bord zu werfen. Für die Angehörigen einer politischen, das heißt in der Wirklichkeit sich zurechtfindenden Nation wäre das selbstverständlich. Es gibt einen französischen Spruch, der einen Deutschen von heute nachdenklich stimmen sollte. Er sagt, man müsse sich hüten, nach einem verlorenen Krieg diesen zum zweitenmal zu verlieren. Nun, die Franzosen haben sich nach ihren bisherigen Niederlagen noch immer an diesen Spruch gehalten, auch nach den sehr schmerzenden Einschnitten von Dien Bien Phu und Algier.

✱

Nun sind allerdings die großen Alternativen sehr bequem. Man wirft sich mit ihnen einen großen Mantel über, der seinen Träger jeder Anstrengung enthebt. Die Politik ist nämlich ein mühsames, von Kompromiß zu Kompromiß vorankreitendes Geschäft, und die Kompromisse fallen nicht in den Schoß, sondern müssen erkrämpft werden. Man kann sich um die Auseinandersetzung mit dieser politischen Wirklichkeit auf verschiedene Weisen drücken. Daß man hegemonialen Wahndünen nachhängt, die zu realisieren man nicht die Kraft hat, ist nur eine davon. Ein einseitiges Herumreiten auf (durchaus vorhandener) Schuld kann den gleichen Effekt haben. Die moralischen Faktoren sind nur ein Element der Politik, sie müssen mit anderen Elementen, etwa den Sachwängen verschiedenster Art, zu einem Ausgleich gebracht werden. Die endlos und ausschließlich von deutscher Schuld plärrenden Köpfe, junge und alte, die unsere Bildschirme, Hörsäle und übrigen Foren bevölkern, machen es sich leicht — und die permanente Frustration ihrer Physiognomien läßt darauf schließen, daß sie das insgeheim auch wissen. Die permanente Anklage gegen einen Teil des eigenen Volkes oder gegen dieses Volk als Ganzes, aus dem man sich dann doch irgendwie wieder hinausphilosophiert — diese permanente Anklage ist nach wie vor das große Alibi, das die Deutschen der Möhe politischer Existenz enthebt. Die Donquichotterie der offiziellen deutschen Ost-„Politik“ (tausche Bravsein gegen Sicherheit) und alles, was aus ihr folgt, wären ohne dieses Alibi nicht möglich.

Nun fehlt es in Deutschland wirklich nicht an „politischer Erziehung“. Was unter diesem Namen läuft, ist aber bei näherem Zusehen meist ein recht beliebiges Jonglieren mit so unangenehmen wie unverbindlichen Solivorstellungen, und wo es wirklich Konfliktlehre zu sein sucht, blockiert es sich durch voreilige Freund-Feind-Scheidungen. Das politische Denken jedoch ist die Art von Denken, die sich am tiefsten auf die unebene, komplexe Wirklichkeit einläßt; vielleicht liegt es deswegen den so leicht in Abstraktionen verfangenen Deutschen nicht. (Die Klassiker des politischen Denkens sind Chinesen, Italiener, Franzosen, Engländer.) Wirkliche Politiker gab es allerdings in Deutschland durchaus: Bismarck, Adenauer etwa oder Hardenberg, dessen 150. Todestages man eben auf der obligaten Briefmarke gedacht hat. Von ihnen ließe sich lernen, was Politik ist. Etwa daß sie nie bloße Pragmatik sein kann: Kein echter Politiker wird ohne Grundsätze handeln, aber er weiß zugleich, daß er Grundsätze und Wirklichkeit nie völlig zur Deckung bringen kann. Der wirkliche Politiker wird niemals ausschließlich die Interessen seines Landes verfechten, aber auch niemals sich bloß der Sorge hingeben, die Existenz des ihm anvertrauten Landes nicht zu gefährden. Das eine ist unlöslich mit dem andern verknüpft. Selbstbehauptungswille und kluge Vorsicht müssen sich in einer Schwebe halten, die sich nie kodifizieren läßt. War die deutsche Politik lange in selbstmörderischer Weise tollkühn (der Selbstmord wäre beinahe geglückt), so droht sie nun in bloße Schlaumeierei hinter moralischer Staffage zu verinken.

✱

Damit aber bedroht sie nicht nur unsere staatliche Existenz, sondern sie bedroht uns auch in unserer Seele. (Hier wagen wir durchaus dieses große Wort.) Und das ist genau die Ebene, auf der man einen Krieg zum zweitenmal verlieren kann. Die Menschen, die als Vorbilder unser Herz ergreifen, sind nicht die, welche sich unter Berufung auf irgendwelche Abstraktionen der Wirklichkeit entziehen, sondern es sind diejenigen, die sich auf die Wirklichkeit einlassen, mit allen Wunden, die ihnen das einbringt.

Ich habe jenes seltsame Treffen in der Grafschaft Wicklow nicht zu Ende erzählt. Ein autochthone Ire war mit in der Runde — nämlich eine Frau, die den U-Boot-Mann geheiratet hatte. Ein abenteuerlicher Ruf ging ihr voraus; in ihrer Jugend soll sie während des spanischen Bürgerkrieges in kühnen Einzelaktionen zum Tode Verurteilte aus Gefängnissen befreit haben. Sie hörte dem Gespräch lange schweigend zu. Nachdem aber der Jungdiplomant seine Landsleute mit der Apologie des Wirtschaftswunders zum Schweigen gebracht hatte, stürzte er plötzlich aus ihr hervor. In dem Wirbel der Worte tauchte etwas in immer neuen Variationen auf: „Was seid ihr Deutsche doch für Menschen! Ihr kennt die Flamme nicht mehr, die das Leben allein lebenswert macht, die Flamme...“ Wohl keiner, an den sich damals dieser Ausbruch richtete, wird ihn vergessen.



Eine neue Chance, die Welt, in der wir leben, endgültig schöner zu machen

# Die wahren Künstler

Dieses sogenannte Flugzeugunglück kürzlich in Washington", sagte er, "das war schon sehr gut gemacht. Wie die Maschine über die Brücke rutschte, ein paar Autos mitriss und dann in den Fluten des riesigen Potomac versank, wo die Rettungsboote wegen des Treibbeises nicht durchkamen. Die Kameraleute hatten selber Schwierigkeiten, die Szene halbwegs mitzukriegen. Schade nur, daß der Stuntman, der den Passanten spielte, dabei umkam. Da hatte der Regisseur einen Augenblick zu lange drehen lassen. Aber so was kommt vor. Immerhin war das Ganze so perfekt, daß die Öffentlichkeit glaubte, ein wirkliches Unglück sei passiert. Überhaupt könnte man sich darüber wundern, wie oft die Leute das Künstliche und das Inszenierte für die Wirklichkeit halten, aber das ist nur logisch, werden doch unsere Nachahmungen immer besser, sozusagen immer wirklicher. Nehmen Sie nur die Tomate. Da gibt es jetzt diese kleinen Tomaten, von denen man behauptet, sie kämen von den Kanarischen Inseln, was natürlich nicht stimmt. Sie schmecken so, wie die Tomaten früher schmeckten. Sie erinnern sich doch, die mit den ringförmigen Kerben, was eine Folge von zu viel Regen war. Danach gab es die holländischen, die allesamt schmeckten, als kämen sie direkt aus Hoechst oder von der BASF. Kammen sie nicht. Aber die neuen, die kommen von der BASF. Perfekt, besser als die alten Tomaten. Oder Äpfel. Wirkliche könnte sowieso keiner mehr bezahlen, und sie wären auch lange nicht so gut."

"Sehen Sie", sagte er, "das Ganze ist sehr einfach. So wie die Welt jetzt ist, will sie keiner mehr haben. Ist ja auch völlig verständlich. Einerseits langweilig, andererseits kaputt. Da inszenieren wir halt ab und zu was Spannendes, was Katastrophales, und zum Ausgleich stellen wir Natürlichkeit her. Einerseits zum Beispiel das Attentat auf Reagan. Niemand hat sich gewundert, daß man das alles im Fernsehen angucken konnte. War auch nicht verwunderlich, war alles geplant. So kriegen wir die Politik wieder spannend. Andererseits Natürlichkeit. Glauben Sie doch nicht, daß man die Leute mit Natur noch lange locken kann. Geht doch nicht mehr. Sogar der berühmte deutsche Wald ist nur noch ein ödes Gestrüpp. Wir machen folgendes: Da es viel zu teuer wäre, die Bäume wieder hinzukriegen, bauen wir einen künstlichen Wald. Wie der aussehen wird, können Sie jetzt schon in den Farbanzeigen der chemischen Industrie sehen. Wunderbar grün und gesund. Wie früher. Technisch haben wir das alles im Griff."

"Aber wird es dann nicht schwierig", wendete ich ein, "Wirklichkeit und Nachahmung auseinanderhalten?"

"Das schon", antwortete er, "aber das ist gerade das Ziel. Natürlich sind wir manchmal selber irritiert - jetzt, wo alles noch in den Anfängen steckt. Früher gab es doch Holz. Man machte Möbel daraus. Dann gab es diese schlechte Kunststoffimitation, wo man sofort sah, daß es kein Holz war. Und jetzt haben wir eine Holzverarbeitung, die so aussieht wie eine Nachahmung der Imitation. Das ist ein Irrweg. Wir müssen den Urzustand künstlich wieder herstellen. In der Architektur klappt das sehr gut. Wir bauen jetzt Fachwerkhäuser aus Stahlbeton und Kunststoff, die sehen authentischer aus als die alten Fachwerkhäuser. Den Leuten gefällt es, und anders geht es ja auch nicht. Wer würde denn in einem wirklichen Fachwerkhäuser wohnen wollen? Wir stellen aus Fertigteilen eine nette Fassade hin, und dahinter machen wir's komfortabel. Mit der Natur werden wir auch bald so weit sein. Schwimmbäder sind passé. Wir werden richtige künstliche Seen mit Wiesen und Wald drum bauen, mit sauberem, geheiztem Wasser, mit einer Glaskuppel gegen den sauren Regen. Und ich versichere Ihnen, diese Seen werden schöner sein als die, die Sie aus Ihrer Jugend vielleicht noch in Erinnerung haben."

"Wenn Sie das alles zusammennehmen", sagte er schließlich, "dann sehen Sie, daß wir die wahren Künstler sind. Wir inszenieren die Welt. Unsere Inszenierungen sollten Sie rezensieren. Nicht die sogenannte Kunst. Die ist schlechter als die Wirklichkeit."

Ulrich Greiner

P.S. Dieser Tage meldete dpa: „Das Färben von Äpfeln hat ein Vertreter der Bundesforschungsanstalt für Ernährung Oboltsauer am Bodensee empfohlen. Damit ließen sich die Wünsche der Käufer in der gesamten Variationsbreite der Färbung erfüllen.“

Ein Radio-Beitrag des Schweizer Publizisten Armin Mohler wirft die Frage auf nach legitimen konservativen Ansichten und illegalen faschistischen. In Form einer Reportage über die neue französische Rechte kleidete er unverhohlen deren Rechtfertigung. Der Vorgang führte zu einem Eklat im Funkhaus Baden-Baden, dessen Redakteure sich fast einhellig von der Produktion ihres Senders distanzieren.

### Der Casus

Als aktuelle Ergänzung einer zweiteilig angelegten Sendung „Die französische Rechte“ strahlte die Literatur-Redaktion des Südwestfunk Baden-Baden am 12. Januar einen reportagehaft angelegten Beitrag Armin Mohlers aus - „Begegnungen mit der französischen Rechten“; zuvor hatte Günther Schwy fundierte historische Überlegungen zur Dreyfus-Affäre, Action Française und ihren Nachwirkungen angestellt. Der zuständige Redakteur, Gerhard Adler, erntete für die Mohler-Sendung einen Proteststurm seiner Kollegen im Funk. Es war in Briefen und Resolutionen innerhalb des Funkhauses vom „Nazi“ Mohler die Rede, dem man Sendezettel gab „für einen Beitrag, der dem Respekt vor dem Wort redet, der die Rezipienten favorisiert, der die Verbrecher verschweigt und die Verbrecher anhimmt“ (Günter Schable). Von der Chefredaktion Hörfunk bekam Programmdirektor Locher es kurz und bündig: „Armin Mohler ist nicht zu vertreten“, und selbst aus der Jazz-Redaktion schrieb der renommierte Experte Joachim E. Berendt: „Ich verweigere mich auch dagegen, daß die Diskussion um das Mohler-Skript auf die Frage hier konservativ - dort liberal - zurückgeführt wird. Dies ist eine unzulässige Simplifizierung. Mein Vater stand (wie die meisten protestantischen Pfarrer) rechts; die Nazi-Mörder, die Mohler reinwaschen will, haben nicht nur Linke, sondern auch Liberale und Rechte gemordet - viele der Besten aller politischen Richtungen.“

Der Gesamtpersonalrat des Südwestfunk und der von ihm gebildete Ausschuss für Programm-Mitarbeiter meldete sich mit einer Demarche zu Wort: „Dieser Beitrag stellt nach Auffassung des Ausschusses eine Glorifizierung und Heroisierung der Kollaboration französischer Faschisten mit dem Nationalsozialismus dar. Die „Begegnungen“ werden nämlich in einer Sprache geschildert, die auf jede Distanz und Kritik verzichtet und unerschütterlich zu erkennen gibt, daß sie mit dieser



Material von Neo-Nazis, die die Westberliner Polizei am 7. Januar 1982 bei einer Razzia sicherstellte

Aufnahme AP

# Vier schäbige Juden

Eine Nachdenklichkeit über die Grenzen des Zumutbaren / Von Fritz J. Raddatz

„Rechten“ Sympathien hegt.“ Ein publizistischer Skandal.

Die ZEIT (Nr. 52/81, 2/82) hat einiges von dieser Debatte gedruckt, auch die Rechtfertigung des zuständigen Redakteurs, der sich auf eine Verteidigung des früheren Konservativen Mohler durch Jean Améry berief. Das kommentierte Wolfram Schütte in der Frankfurter Rundschau - die das Ausstrahlen der Mohler-Sendung unter der Überschrift „Instinktiv“ abtat: Ihre Fehler, Herr Adler, machen Sie künftig möglichst allein oder zusammen mit Armin Mohler, Jean Améry hat in Ihrer Gesellschaft nicht zugehört, weil er dort nicht gefunden hätte, nicht er schon wußte, als er die Gemeinschaft der Lebenden mit Grund und Wissen verließ. Wenn Sie schlimme jüdische Flüche lautet: Nicht gedacht soll seiner werden, so könnte man ihm auch entziehen, ein vollkommenes Vergessen ist besser als eine schiefe Erinnerung, die das Andenken verfälscht.

Hauptabteilungsleiter Ribensch schließlich bat, für diesen Tag regelrecht von seiner Programmverantwortung entbunden zu werden, und meldete sich nach Ausstrahlen der Sendung am Abend des 12. Januar mit einer vehementen Distanzierung zu Wort: „Ich finde, daß innerhalb des Spektrums unserer Meinungsfreiheit Mohler insofern nicht vertretbar ist, als es in einem Beitrag dieses Grundrechts für die sympathisierende Darstellung faschistischer, antidemokratischer Positionen mißbraucht.“ Ein kaum je dagewesener Vorgang, vergleichbar dem, daß der Roboterchef einer Zeitung sich von der Produktion eines Ressorts öffentlich distanziert. Wozu sich der Hörfunkdirektor Locher mit einer eher geglätteten Erklärung verteidigte: „Es war die publizistische Entscheidung zu fällen, ob der Beitrag von Armin Mohler zum Meinungsspektrum eines öffentlich-rechtlichen Anstalts gehören darf. Dies habe ich, weil ich der Überzeugung bin, daß es ein Existenzprinzip des öffentlich-rechtlichen Rundfunks ist, im Rahmen der Gesetze alle Strömungen zur Darstellung kommen zu lassen, die in der Gegenwart vorhanden sind oder sich abzeichnen.“ Was natürlich der bare

Unsinn ist; es sei denn, wir dürften nun mit Spannung auf eine Darstellung des Terrorismus durch ein Zwanzig-Minuten-Feature von Christian Klar im Südwestfunk gespannt sein. Womit die Frage, die Debatte verlängert wäre: Ist Armin Mohler ein Terrorist?

### Der Mann

Der 1920 in Basel Geborene wollte sich 1942 freiwillig zur Waffen-SS melden; dieses Glück wurde ihm verwehrt. 1949 promovierte er bei Schmalenbach und Jaspers, war bis 1953 Ernst Jüngers Sekretär, wurde Auslandskorrespondent für die deutschen Zeitungen ZEIT und Christ und Welt und ist seit 1964 Leiter der C. E. v. Siemens Stiftung. 1967 erhielt er den ersten Adenauer-Preis für Publizistik. Wenn man das SS-Begehren als Jugendsünde abzubuchen bereit ist, eine legitime Entwicklung; es wäre schlimmer, Mohlers Bekenntnis „Ich bin ein Konservativer“ oder „Ich bin ein Rechter“ böte schon Anlaß zu Schmähungen. Ich wäre der erste, ihm das Recht auf diese Position zu verteidigen - und nun muß natürlich der Voltaire-Satz „Ich maßbillige, was du sagst, aber ich setze mich mit ganzer Kraft ein, daß du es auch darfst“ fallen, zumindest das Rosa-Luxemburg-Dictum „Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden“.

Nur: Was eigentlich ist Mohlers Position? Wird er eigentlich zu Recht als „einer der wenigen brillanten Konservativen“ bezeichnet? Ein Werk, um das zu überprüfen, gibt es nicht. Die Büchlein, Broschüren und Traktate, die man zur Hand nehmen kann, zeigen allerlei: eine Karriere - vom ZEIT-Mitarbeiter zum Hauptautor des bekannten SINUS-Verlages; Aufsätze, die wortreich, aber gedankenleer sind, so eine erhabene Idee etwa, die unser Autor für einen solchen Fund hält, daß man sie in anderen Aufsätzen immer wieder findet: „Wenn aber ein Münchner heute einen Tag in Detroit verbracht hat, so kann er nur mit einem Gedanken im sorgfältig verriegelten Hotelzimmer

auf's Bett sinken: nämlich dem lieben Gott (oder meinetwegen der Vorsehung) zu danken, daß Clemenceau 1918 den Deutschen keine einzige Kolonie mehr gönnte. Warum? Weil es sonst jetzt in Sendling einen riesigen Negerstam gäbe.“; Brillanz gar keine - ein bißchen Brillantine: „So entsteht die „Wohltatengesellschaft“, die weit komplizierter strukturiert ist, als jene jungen Leute meinen, welche sich zeitweise gegen sie sträuben. Ein eigenartiges Parfum erinnert an den nervösen Unterbau dieser Gesellschaft unter ihrer Fettschicht. Es ist ein asi Gemisch und Geruch skurril gemixtes Parfum - als ob die Demutsbezeugungen, das betont Unpolitische das Unglück bannen und zugleich den Geruch steigern und vereinzeln sollten...“

Seriöse und begabte konservative Schriftsteller heißen sie nun Joachim C. Fest, Johannes Gross oder Golo Mann - muß es schütteln, diesen Stilkünstler an ihre Seite gerückt zu sehen. „Wir sind zwischen Geburt und Tod gespannt - beides wird uns treffen“. Bei solcher Journalistenpoesie kann man sich nurmehr entscheiden: Lachen über die englische Metapher oder Schluchzen über die hochgelagerten Gedanken. Nein, ein Geschichtsforscher ist hier nicht tätig, sondern ein Geschichtsfriseur; keine Haare, aber Löckchen.

### Das Werk

Was also ist Mohlers Position, die man verteidigen oder bekämpfen kann - die zu äußern aber sein Recht sein sollte? Mit Sicherheit nicht die eines „Nazi“. Das zu Tode geritzte Wort sollte, außer zur historischen Positionsbestimmung, also: in Polemiken mal für eine Weile aus dem Verkehr gezogen werden. Dieser Vorwurf - auch der des „Faschisten“ - gegen Mohler ist ressentimentgeladen, unsauber. Das inzwischen justitiable Wort „Auschwitzzüge“ habe ich bei ihm nicht gefunden. Und sein Wort vom „Bewältigungsrummel“ - denkt man an die Schmalzäule „Holocaust“ - ist so falsch nicht.

• Fortsetzung nächste Seite

Ist die Freiheit wirklich unteilbar?

# Elftes Gebot: Du sollst dich nicht einmischen!

Begegnung mit einem verbittertem Polen / Von Tadeusz Nowakowski

Freiheit ist ein obszönes Wort. Das hat schon mein Vater in Auschwitz empfunden, sagt der Student aus Krakau. Seine Stimme verrät die Haßliebe. Woran mißt man diese Fata Morgana „Freiheit“? An der Duldsamkeit der anderen? Wo beginnen die anderen?

Was heißt eigentlich: die inneren Angelegenheiten eines anderen Volkes? Was sagt die Geschichte dazu? Der enttäuschte Aphoristiker Lec meinte, sie lehre nur eines: Wie man sie fälscht. „Halb Frankfurt ist ganz verrückt wegen dieser Polen“, teilte Sulcika ihrem Freund Goethe vor hundertfünfzig Jahren mit. Als der Vorläufer des Surrealismus, Alfred Jarry, seinen „König Ubu“ in Paris schrieb (1897), glaubte er erläutern zu müssen, die Handlung dieses grotesken Dramas spiele in Polen, das heißt nirgendwo. Ein vor acht Jahren

in Frankfurt am Main von Karl Dedecius veröffentlichtes Buch trägt hingegen den stolzen Titel „Überall ist Polen“.

Doch im Vertrauen: Was gehen uns die Fremden an? „Wir alle sind deutsche Juden“, tiefen im Mai 1968 junge Franzosen am Rheinufer. Ja, wie verläuft die Grenze zwischen unseren Angelegenheiten und jenen der anderen Völker und Staaten? Von wem wird sie erfinden, wodurch bestimmt? Von den politischen Interessen, also von jener Instanz, die sich nicht selten als kurzichtig und trügerisch erweist? „Wer nur von Interessen des eigenen Volkes spricht, verrät sich als Feind der übrigen Menschheit“, empörte sich im vorigen Jahrhundert ein Moralist von Amt, Praeceptor Polos



Der französische Schauspieler Yves Montand mit einem Protestplakat für „Solidarität“. In der Zeitschrift „Paris Match“ erklärte Montand: „Wir müssen uns gegen die Resignation und die Rückkehr zum Alltagsstrotz, die uns alle verdammten würden, auflehnen. Ich trage das Abzeichen von „Solidarität“, so wie die Dänen, ihr König an der Spitze, seinerzeit den gelben Stern trugen, um die Rassendiskriminierung abzuwehren. Jeder sollte das Abzeichen von „Solidarität“ tragen. Es ist eine Geste, die es möglich macht, den Kopf angesichts der Widrigkeiten hoch zu tragen, weil sie das Gewissen wachhält. Ich weiß, daß meine Erklärungen und meine Gesten keinen sowjetischen 50-Tonnen-Panzer in Kabul oder in Warschau vom Fleck bewegen, aber wenn sie es möglich machen, den Leuten die Augen darüber zu öffnen, was sie erwartet, wäre dies schon eine Menge.“

Aufnahme: Azoulay/Paris Match

• Fortsetzung auf Seite 19



Soll der Rechte Armin Mohler im Südwestfunk über die ihm nahestehende neue französische Rechte sprechen dürfen? Gert Heidenreich verneinte das (ZEIT Nr. 52). Heute entgegnen ihm der für die geplante Mohler-Sendung verantwortliche Redakteur sowie ein Kollege. Heidenreich antwortet auf die Antworten.

## Ausgewogen oder braun?

Gerhard Adler:

O ZEIT,  
o journalistische Sitten!

Was Gert Heidenreich leistet, ist hoffentlich für die Verantwortlichen des Feuilletons keine Selbstverständlichkeit. Während er behauptet, der Abendstudio-Beitrag beinhalte „Ungenierte Propaganda für die ‚neue Rechte‘“ (die Hörer können sich ein Bild davon machen, ob das stimmt), bleibt gänzlich unerwähnt, daß in dieser Sendung zunächst Günther Schiwy eine gute halbe Stunde lang Frankreichs Rechte darstellt und nach Strich und Faden kritisiert. Die gleiche Sendelänge erhält unmittelbar anschließend Armin Mohler, der das Thema aus seiner Perspektive angeht. Das sollte man nicht verschweigen!

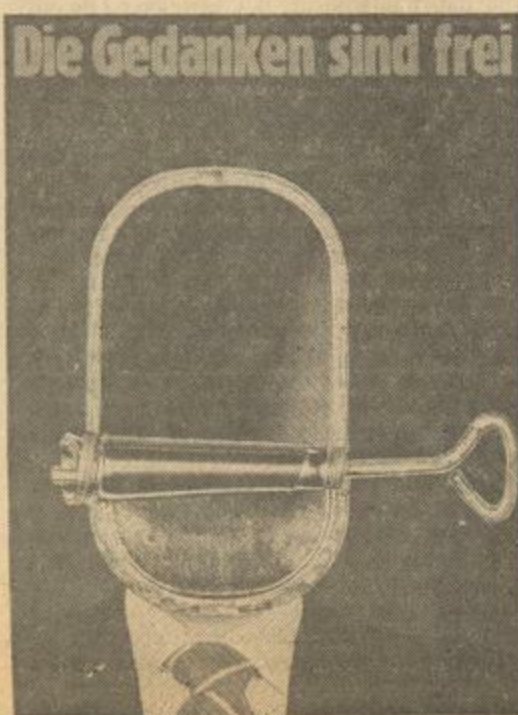
Zweitens wird die Sendung mit einer Thematik in Zusammenhang gebracht (Revisionismus), mit der sie nichts zu tun hat.

Drittens werden wieder einmal Armin Mohler Dinge untergeschoben, die nicht von ihm stammen („Auschwitz-Mythos“), und solches auf die Person zielendes Unrecht sollte auch dann nicht durchgehen, wenn als Beleg dafür ein neuer Hirtenbrief von Jürgen Lodemann herangezogen wird, der sich in brennender Sorge um den Südwestfunk verzehrt, statt genau zu lesen und genau wiederzugeben, was Armin Mohler tatsächlich geschrieben hat.

Gert Heidenreich erweckt den Eindruck, daß er den Drahtziehern einer SWF-internen Kampagne aufgesessen ist, unfreiwillig oder auch nicht, denn die interessierten Wortführer im Personalrat und vor allem darum herum argumentieren nicht anders, nämlich an der Struktur der Sendung vorbei und nicht zuletzt mit falschen Sachangaben. Den Zündstoff bieten natürlich, wie man aus Erfahrung solcher Konflikte wohl weiß, persönliche Hintergründe, die nirgends genannt werden – und das ist auch besser so. Mancher sieht sich übrigens in Argumentationsnöten, da Armin Mohler ja nicht erst seit vorgestern angegriffen wird, aber immerhin seit etlichen Jahren Mitarbeiter des Abendstudios aus Baden-Baden ist. Vermutlich hätte ich mich weder mit dem sogenannten Ausschuss für Programmmitarbeiter des SWF-Personalrats, der die Sendung abgesetzt sehen möchte, noch mit Gert Heidenreich gänzlich einigen können, aber zumindest Sachfehler in den veröffentlichten Darstellungen wären zu vermeiden gewesen, wenn, ja wenn Gert Heidenreich und seine Einbläser die selbstverständliche Regel beachtet hätten, daß man auch die andere Seite hört. Zahlreiche SWF-Kollegen schüren im Hintergrund, aber keiner von ihnen, auch Gert Heidenreich nicht, befand es für nötig, den verantwortlichen Redakteur zu befragen.

Bleibt schließlich noch ein letzter Punkt zu klären. Sachfehler hin oder her – der große Stein des Anstoßes bleibt offenbar die Tatsache, daß Armin Mohler überhaupt im Spektrum eines öffentlich-rechtlichen Programms vorkommt. Um es möglichst kurz zu machen: Ich verdanke die folgenreiche Anregung dazu keinem Geringeren als Jean Améry – der weder Gert Heidenreich noch den ZEIT-Lesern vorgestellt zu werden braucht. Wer's nicht glaubt, entnehme dem SWF-Bandarchiv die Nummer 015-6436, und einer, der aus persönlicher Erfahrung wußte, was Judenschicksal und KZ bedeuteten, sagt ihm dann laut und deutlich folgendes:

„Heute wie ehemals sind Deutschlands intellektuelle grosso modo *Linksintellektuelle*, und jene konservativen Köpfe, die überraschenderweise das sein wollen, was es praktisch seit dem Dreyfus-Prozeß nicht mehr gab, nämlich: ‚Rechtsintellektuelle‘, sind immer noch marginale Erscheinungen.



Grafik Klaus Staeck

Sie tun uns nicht wehe. Man darf, man soll sich ihre Argumente anhören, ohne gleich von einem Anbruch faschistischer oder auch nur faschistoider geistiger Tendenzen zu sprechen. . . Immer noch beherrschen die Böll, Grass, Jens, Raddatz – um aufs Geratewohl eben nur diese Namen zu nennen – das Gespräch über die res publica. Und das ist sehr gut so; was allerdings wiederum nicht heißen soll, daß man nicht auch Leuten wie Armin Mohler die Chance geben soll, geben *muß*, sich öffentlich zu äußern. Der Linksintellektuellen, namentlich derer in den Medien, hat sich, so weit ich das von meinem außerhalb Deutschlands gelegenen Wohnsitz beurteilen kann, eine oft klägliche Panik bemächtigt. Hört man ihnen zu, kann man manchmal den Eindruck haben, als stünde Hitler ante portas und als müßten sie das KZ befürchten. Ich empfehle ihnen, die meine Freunde sind, angelegentlich ein bißchen Serenität. Der fortschrittliche Geist wird nicht untergehen, wenn vielleicht dieser oder jener Redakteur eine weniger glänzende und lukrative Karriere macht, als er das erhoffte. Man hat schon schlimmere Tage erlebt, auch auf der kurzen Zeitstrecke der Geschichte der Bundesrepublik.“

Michael Altrichter:

Warum gleich schäumen?

Das ist ja vielleicht doch etwas starker Tobak, den Sie Gert Heidenreich verbreiten lassen.

1. Die Sendung, die am 12. Januar 1982 im 2. Programm des Südwestfunks (und wohl auch des SR und des SDR) ausgestrahlt wird, heißt *Die Französische Rechte* und besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil ist ein kluger Essay von Günther Schiwy, der sich mit der Dreyfus-Affäre, der Action Française und deren Nachwirkungen auseinandergesetzt, und nur der zweite Teil schildert die Erfahrungen des Armin Mohler bei seinen Begegnungen mit der französischen Rechten. Dieses, zugegeben platte und recht unerfreuliche Manuskript, stellt also nur einen Teil der Sendung dar, und ist nicht, wie Gert Heidenreich, meiner Meinung nach unfaire Weise vorgibt, die Sendung.

2. Leichtfertigerweise gestehe ich, außer dem umstrittenen Manuskript noch keine Zeile von

Herrn Mohler gelesen zu haben, da ich die Zeitungen, in denen er offenbar publiziert, nun wirklich nicht anfassen möchte. Folglich ist es mir unmöglich, die Konstruktionen des Gert Heidenreich über das, was Mohler sonst noch geschrieben hat, nachzuprüfen. Wenn er denn wirklich auch nur im Entferntesten die *Auschwitzlüge* unterstützt, soll ihn der Teufel holen!

Das, was Mohler innerhalb dieser Sendung bietet, ist wirklich nicht schön, muß aber noch möglich sein in einem Land, das mit Recht stolz auf die Freiheit der Meinung ist. Auch Maulkörbe, die von „links“ verteilt werden, sind Maulkörbe. Die „qualifizierte Minderheit“ der zweitem Programmes der Südschiene, für die das „Abendstudio“ ausgestrahlt wird, wird mir da hoffentlich zustimmen.

3. Warum kann man eigentlich nicht etwas gelassener reagieren? Warum muß man gleich schäumen und von einem „ARD-Bräunungsstudio“ sprechen?

Gert Heidenreich beleidigt – weil's ja eine so schöne Formulierung ist – Tausende von ehrlich sich bemühen Rundfunkmachern, die nach wie vor sehr sensibel sind, und nicht weniger als die Kollegen von der schreibenden Zunft aufpassen werden, daß sie ein brauner NS-Staat mit allen seinen Greueln auf deutschem Boden nicht wiederholt. Da stehen wir dann wieder Seite an Seite, auch mit Gert Heidenreich.

4. Frage an Insider: Richtet sich der ganze „Aufschrei“ nicht mehr gegen einen unbequemen, weil konservativen, Redakteur? Sicher der Kollege, der die Sendung verantwortet, ist konservativ, aber kein Faschist und kein N-Faschist. Warum kann man sich nicht ertragen? Man muß sich ja nicht gleich lieben.

Gert Heidenreich:

Antwort

Ich hatte gehofft, Herrn Adler die Beschreibung dessen, was er unter Programmauftrag versteht, ersparen zu können. Er will es anders.

Günther Schiwys Sendung „Dreyfus-Affäre, Actions Française und Nachwirkungen“, die Adler dem Mohler-Beitrag zugeordnet hat, ist ein fundierter historischer Aufriß, der vor allem die Haltung der katholischen Kirche zur französischen Rechten analysiert; zwei kurze Anmerkungen (ca. 4 Minuten von 30) beziehen sich auf die „Neue Rechte“; eine „Kritik nach Strich und Faden“ an der „Nouvelle Droite“ beabsichtigt dieser Beitrag freilich nicht. Abgesehen davon, daß sicher auch für Herrn Adler Faschismus nicht ‚ausgewogen‘ werden kann: Schiwys Analyse gegen Mohlers Parteinahme für die „Neuen Rechte“ zu stellen und zu glauben, damit einem kritischen Gleichgewicht genüge getan zu haben, offenbart eine so verhängnisvolle Einstellung zum Auftrag des Redakteurs, daß ich meinte, dies in bezug auf die Person Gerhard Adlers nicht auch noch ausbreiten zu sollen. Ihn ehrt, daß er öffentlich strenger zu sich ist.

Ihn ehrt nicht der Umgang mit dem Zitat Amérys. Er nennt die Archiv-Nummer des Tonbandes, auf dem das Toleranz-Edikt von Jean Améry gespeichert ist. Er verschweigt (bewußt?) das Datum 2. Januar 1978. Zu diesem Zeitpunkt kannte Améry weder Mohlers enge Kontakte zur „Nouvelle Droite“, noch – was für den Vorgang bedeutsamer ist – Mohlers Buch „Tendenzwende“; es erschien erst im Jahr '78. Die erweiterte, an rechten Bekenntnissen reiche Auflage des Mohler-Titels „Vergangenheitsbewältigung“ erschien 1980. Jean Améry aber hatte im Oktober 1978 Selbstmord begangen. Das Zitat eines zutiefst antifaschistischen Geistes nach dessen Tod derart für die Rechtfertigung eines Armin Mohler zu vereinnahmen – das muß Gerhard Adler nicht nur mit seinem journalistischen Selbstverständnis, das muß er mit seinem Gewissen vereinbaren.